Zur Waffen-SS gezwungen

Tatsachenbericht eines jungen Luzerners

Von F. Grüter

1945 Buchdruckerei R. & L. Müller, Lenzburg

Vorwort

Dieser Tatsachenbericht geht zurück in den Kriegssommer 1943. Ich überschritt in meinem jugendlichen Alter von 17 Jahren illegal die Grenze, ohne die meinen Eltern und mir daraus entstehenden schweren Folgen ernstlich zu überlegen.

F. Grüter

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Meine ersten Erlebnisse	7
Im SS-Ausbildungslager	12
In Untersuchungshaft	15
Flucht in den Sumpf	17
800 Meter vor der Schweizergrenze erwischt	20
Vor dem SS-Kriegsgericht	22
Das SS-Straflager Danzig	26
Die Erschießungen	28
Fahrt durch Polen nach Berlin	31
Großangriff von 1200 Bombern	33
Die unterirdische Riesenfabrik	39
Die Explosion	42
Bergeinsturz	44
Winter 1944/45	46
„Jabos"	47
Die Lügenpropaganda	50
Die Front naht	52
In Nachtmärschen nach Nürnberg	53
Entlassen aus den SS-Straflager	57
Kampf um Crailsheim	61
Rückzug	63
Die Gestapo wütet	65
Die SS-Nibelungen-Division	66
Die Amerikaner nahen	70
In Gefangenschaft	73

Meine ersten Erlebnisse

An einem Juniabend des Jahres 1943 schritt ich durch den Wald, der nahen Grenze entgegen. Leider hatte ich das Glück, von keinem Soldaten der Grenztruppen erwischt zu werden. An einem einfachen Stacheldraht angekommen, dachte ich an der Grenze zu sein. Und wirklich war's auch so! Ich befand mich schon auf fremdem Boden, in Deutschland. Ich wollte aber nicht etwa zum Militär, sondern Arbeit auf einem Büro annehmen. Amtlich melden wollte ich mich auch nirgends, denn ich wollte nichts mit den Nazis zu tun haben. So schritt ich immer weiter, so etwa 15 Kilometer, wo ich dann von der Gestapo verhaftet wurde. Am andern Morgen wurde ich von einem Wehrmachtssoldaten auf den Bahnhofposten nahe der Grenze gebracht. Hier wurde ich auf Wo, Wohin, Woher und Warum ausgefragt. Gleich wollte man mich überreden, ich solle mich zum Militär melden. Ich wehrte mich aber aufs heftigste dagegen. Und schon kam mir die Reue, diesen unüberlegten Schritt getan zu haben. Auch merkte ich jetzt schon, wie viel freier wir in unserer Schweiz leben können. Ich mußte eine Fahrkarte nach Stuttgart lösen. Um fünf Uhr nachmittags bestieg ich den D-Zug.

Die Fahrt ging über Freiburg i. Br. nach Karlsruhe. Hier mußte ich umsteigen. Auf dem Bahnhof in Karlsruhe fielen mir sofort die leeren Kioske auf. Nirgends konnte man etwas für den Durst kaufen, ja nicht einmal Wasser war zu bekommen. Nach etwa zwei Stunden konnte ich einen „Bummelzug" nach Stuttgart besteigen. Langsam, bei jeder Station haltend, brachte er mich Stuttgart näher und näher. Etwa zwölf Kilometer vor dem Hauptbahnhof blieben wir zwei Stunden stehen; denn es war gerade Fliegeralarm. Der Zug hatte keine Erlaubnis, in die Stadt einzufahren. Man hörte nur hie und da die Flak feuern und einige Bomber durchfliegen; sonst war es totenstill und sehr dunkel. Endlich nach dem langen Warten setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und wir fuhren gegen ein Uhr nachts in den Stuttgarter Hauptbahnhof ein.

Hier mußte ich mich beim Sicherheits-Dienst (SD) melden. Man gab mir etwas zu essen, und ich erhielt im Bahnhof eine Schlafstätte zugewiesen. Trotz ein Uhr nachts war im Bahnhof Hochbetrieb, denn ein Urlauberzug war eingefahren, und die Soldaten mußten noch verpflegt werden. Morgens um sechs Uhr wurde ich von der Bahnhofwache nach der Panorama-

straße 11, Stuttgart Nord, geschickt. Auf dem Wege dorthin studierte ich den Kopf aus, was mich wohl dort erwarten werde. Ich schritt die Panoramastraße hinauf, und schon war ich bei Nummer 11 angelangt. Da war eine große Tafel angebracht, und auf dieser stand SS-Leitstelle. Ich konnte natürlich nicht recht wissen, was das zu bedeuten hatte, aber eine dumpfe Ahnung kam mir doch. Nur schweren Schrittes ging ich die Treppe empor und läutete.

Die Türe wurde von einem Herrn geöffnet. Ich trat ein und wurde nach dem Woher und Wohin gefragt. Man wies mich in ein Büro. Hier stand ich einem Unbekannten in Uniform gegenüber. Es war ein Schweizer, ein SS-Oberscharführer. Einer von jenen, die unsere Schweiz traurig und elend verraten haben. Dieser fing sogleich an, auf mich einzureden. Er erklärte, es sei Pflicht eines jeden gesunden Schweizers, der nach Deutschland komme, in die Waffen-SS einzutreten. Ich wollte aber von dem nichts wissen und erklärte immer wieder, daß ich in einem Geschäfte, auf einem Büro arbeiten wolle. Ich wollte doch nicht zum Militär, ich war doch Schweizer. Er verbot mir auch sofort, mit dem Schweizerkonsulat in Verbindung zu treten. Dann sagte er mir, beim Eintritt in sein Büro immer mit „Heil Hitler" zu grüßen. Jetzt verabschiedete er sich von mir sehr freundlich und sagte, daß ich morgens um neun Uhr wieder kommen müßte. Es war jetzt acht Uhr, und es wurde zum Frühstück geläutet. Da erschienen im Eßsaal noch etwa 16 Personen. Sieben in meinem Alter, und die andern Männer im Alter von 23 bis 44 Jahren. Wir setzten uns hin, und sofort trug man das Frühstück auf. Dieser SS-Oberscharführer erschien nicht zum Frühstück, aber sein Stellvertreter war da. Dieser erklärte Lichtensteiner zu sein. Er war SS-Rottenführer und an der Ostfront schon dreimal verwundet worden. Nach dem Essen wurden wir in das Bücherzimmer geführt, in welchem vor allem Propagandabücher steckten. Da kam ich auch mit den andern zehn Schweizern ins Gespräch, und ich sah, daß die meisten die gleiche Dummheit gemacht hatten wie ich. Nur wenige von ihnen waren wirkliche Nazis. Fast alle wollten auch arbeiten, aber sie sagten, man rede und rede ihnen immer zu, sie müßten in die Waffen-SS eintreten. Die Nazis aber redeten immer drauf los, wie gut man es in der SS habe, und auch vom schönen Gehalt, das man später bekomme. Auch ein paar SS-Männer waren da, die hier den Urlaub verbrachten. Immer wieder mahnte mich das Gewissen, daß ich auf das Konsulat gehen sollte, denn ich wollte die Sache in Ordnung bringen, aber immer wieder wurde uns gedroht, daß dies strengstens verboten sei und uns nur in Unannehmlichkeiten verwickeln würde. Man sagte uns auch, daß das Konsulat nichts machen könne; wir hätten nun einmal diesen Schritt getan. So gegen halb zwölf Uhr läutete die Glocke

zum Mittagessen. Wir gingen wieder in den Speisesaal und setzten uns an den Tisch. Da wurde auch schon eine kräftige Omelettensuppe mit Weißbrötchen aufgetragen. Nachher folgte Hasenbraten mit Bratkartoffeln, Nudeln und Erbsen. Dann wurden mehrere Schüsseln mit Erdbeeren und Kirschen, bedeckt mit einem Haufen von Rahm und Biskuits serviert. Als Dessert wurde noch ein Kaffee-Crème und ein Stück Kuchen aufgetischt. Auch ich habe es mir gut schmecken lassen. Nach dem Mittag sagte man uns, wir sollen uns etwas in den Garten setzen. Etwa um zwei Uhr kam einer und brachte jedem von uns eine Zehn-Reichsmarknote mit Kuchen-, Weißbrot- und Kaffeecoupons und sagte, daß wir jetzt in die Stadt gehen können und dort „Zobig" essen. Um sieben Uhr sollen wir wieder zum Nachtessen da sein.

Wir gingen also in die Stadt hinunter, ich mit einem Berner zusammen. Wir schlenderten durch die Straßen. Viele Schäden hatte es in der Innenstadt bis dahin noch nicht gegeben. Wohl kam man hie und da an einem ausgebrannten oder zerstörten Hause vorbei. In der Vorstadt Cannstatt hingegen war schon viel zerstört; denn hier hatte es einmal viele Fabriken, die jetzt schon schwer beschädigt und teilweise außer Betrieb gesetzt waren. Wir betrachteten auch den Neckar und fuhren dann mit der Straßenbahn nach Stuttgart zurück. Etwa um halb sieben Uhr waren wir auch wieder vor der Villa angelangt. Früher war hier das österreichische Konsulat gewesen. Von hier aus genoß man eine wunderbare Aussicht auf ganz Stuttgart. Man hieß uns wieder im Speisezimmer Platz nehmen, und wieder erschien die feine Propagandakost. Jenen Abend gab's Pudding mit Erdbeeren, Kirschen und Rahm, voll besteckt mit Waffeln. Auch diesen Abend hatte ich wieder genug gegessen, fast nur etwas zu viel. Und immer wieder redeten die Nazis auf uns ein, daß wir jetzt selber sehen, wie gut sie noch im fünften Kriegsjahr zu leben hätten, und die Engländer wollen sie aushungern! Daß die paar Tage guten Essens nur ein Trick war, das war klar. Nachher gingen wir wieder in den Lesesaal, wo der Radio auf Hochtouren lief. Hier „plagierte" ein Schweizer Leutnant, der frisch angekommen war, wie er über die Grenze gekommen sei, und daß er der Gestapo allerlei wichtige Sachen über das schweizerische Befestigungswesen verraten habe. Er sei dafür schön bezahlt und auch von der Gestapo „prima" bewirtet worden. Dieser hatte auch noch die Frechheit, mit der Schweizer Leutnantsuniform bis nach Stuttgart zu kommen. Er sagte auch, daß ein Schweizer Oberst bald ebenfalls kommen werde. Diesen traurigen Schweizer mußte ich aufs tiefste verachten. So ein elender Schuft, der sein Vaterland schändlich verrät! Etwa um neun Uhr wurde uns gesagt, wer sich noch baden wolle, könne dies tun. Es ging alles wie in einem Großhotel zu. Zu diesem Zwecke standen

zwei Badezimmer mit warmem Wasser zur Verfügung. Um zehn Uhr wies man uns die Schlafzimmer an. Jedes war für sechs Mann bestimmt.

Die ersten paar Tage gingen noch ohne Fliegeralarm ab, aber in der fünften Nacht wurde das erstemal Alarm gegeben. Wir waren gerade im schönsten Schlafe, als die Sirenen zu heulen anfingen. Man begann sofort, die Stadt einzunebeln! Natürlich mußten wir jetzt sofort aus den Betten und uns rasch anziehen. Am Himmel war das Gebrumm der Nachtjäger zu hören. In der Ferne hörte man aber schon die Bomber anfliegen. Plötzlich fing auch die Flak wie wütend zu schießen an. Da gingen wir auch in den Keller hinunter; in jedem Stockwerk mußte aber einer als Brandwache zurückbleiben. Jene Nacht ging's noch gut ab; der Angriff wurde nur von etwa 25 Bombern geflogen. Der Bahnhof wurde beschädigt und einige Häuser zerstört, und auch ein paar Dachbrände waren entstanden.

Ich suchte dann in einem Betrieb eine Stelle, die ich auch bald fand. Die Schweizernazis boten mir aber sofort an, bei ihnen zu schlafen. Und dazu gratis und franko. Der Grund war nur der, daß sie mich zur Waffen-SS drücken konnten. Bevor ich aber die Stelle in dem Geschäft antreten konnte, mußte ich bei der BSG. arbeiten. Dies heißt: Bund der Schweizer in Großdeutschland. Da mußte ich tagelang Briefe schreiben, Propagandaschriften und Anmeldeformulare einpacken, Artikel für den Stuttgarter Kurier abschreiben usw. Ich hatte aber immer vor, diesen „Fotzelschweizern" einen Streich zu spielen. So habe ich immer viele Kuverts falsch adressiert, oder statt eine Propagandaschrift (Rundschrift) nur ein Anmeldeformular eingepackt. Dann mußte ich wieder ganze Stapel von Briefen usw. auf die Post schleppen und aufgeben. Zum großen Glück aber wollten die meisten Schweizer in Deutschland nichts von diesem Bunde wissen. Sie mußten froh sein, daß sie ihre paar tausend Mitglieder behalten konnten. Der Erfolg, der ihnen die große Propaganda einbrachte, war im Vergleich zum aufgewendeten Material nur klein. Ich war dann auch froh, als ich endlich die Stelle im Betriebe antreten konnte. Das Geschäft befand sich in der Vorstadt Cannstatt. So mußte ich jeden Morgen mit der Straßenbahn dorthin fahren und am Abend wieder zurück. Am Samstagnachmittag wurde hier auch gearbeitet, nur der Sonntag war frei. Bezahlt wurde man gut. Die Lebensmittelkarte bekam ich jede Woche. Auch mußte ich auf dem Arbeitsamt einen Paß lösen gehn. Die Zuteilungen auf der Eßkarte waren aber nur sehr knapp bemessen, so daß sie mir nur immer so für fünf Tage reichte. Die andern zwei Tage mußte ich dann „Stamm" essen. Stamm ist ein ohne Fett zubereitetes Essen, es besteht meistens aus Gemüse, Kartoffeln usw. Zum großen Glück konnte ich aber in einer Bäckerei immer etwas Brot ohne Punkte bekommen. Geld hatte ich immer genug, aber was wollte ich mit

dem vielen Geld anfangen? Zu kaufen gab's fast nichts mehr. Ohne Coupons gab's bloß noch „Stamm", Bier, Sprudelwasser, oder im Sommer auch noch Eiscrème, das war so ziemlich alles.

Die fünf Wochen, die ich in Stuttgart war, hatten wir ungefähr acht Nachtangriffe und auch so viele Tagesangriffe. Aber bloß ein Nachtangriff war schwerer Natur; er wurde von etwa 150 Bombern durchgeführt. Die meisten Bomben wurden auf die Vorstadt Stuttgarts, Bad Cannstatt, abgeworfen. Hier standen einmal viele Fabriken. Jetzt sind sie alle dem Erdboden gleich gemacht. Es sind ganze Straßenzüge, die nur noch von ausgebrannten Gebäuden umgeben sind.

In Stuttgart hatte ich auch einmal Gelegenheit zu fliegen. Es war damals gerade ein Schweizer hier im Urlaub, der bei der Luftwaffe Pilot war. Der sagte mir eines Abends, als ich von der Arbeit zurück kam, er habe die Erlaubnis, mit ein paar Mann ein wenig zu fliegen. Ich war natürlich sofort einverstanden. So fuhren wir zu fünft mit der Straßenbahn zum Flugplatze hinaus. Es durfte aber nicht weiter als in einem Umkreise von 80 Kilometern geflogen werden. So sahen wir Stuttgart auch von oben. Es war ein herrlicher Sommerabend, tief blauer Himmel über uns. Aber schon nach 20 Minuten wurde gemeldet, daß alle Flugzeuge in der Luft, mit Ausnahme der Luftverteidigungskräfte sofort den nächsten Flugplatz aufsuchen müßten. Es seien feindliche Kampfverbände im Anfluge. Als wir dem Flugplatz entgegen flogen, jagten mit riesiger Schnelligkeit die Stukas und Turbinjäger an uns vorbei, dem Feinde entgegen. So wurde unsere wunderschöne, interessante Fahrt verkürzt.

Am Sonntagnachmittag ging ich vielemal im Neckar rudern. Als ich schon fast sechs Wochen in dem Geschäft gearbeitet hatte, mußte ich mit elf andern Schweizern zur Musterung für die Waffen-SS. Die letzte Nacht, die wir in Stuttgart verbrachten, hätte uns noch fast den Tod gebracht. Eine kleinere Luftmine ging in der Nähe nieder. Der Luftdruck legte das halbe Haus zusammen. Zum großen Glück hatte ich diese Nacht keine Brandwache, sonst hätte es gefehlt. Diejenigen, die Wache stehen mußten, waren tot oder schwer verletzt. Wir andern waren im Keller unten mit dem Schrecken davon gekommen. An der Musterung fand man mich gesund und germanischer Abstammung. Wir mußten verschiedene, scheinbar unbedeutende Papiere ausfüllen, und schon war man eben drinnen im Netz. Am letzten Abend in Stuttgart wurde uns noch ein feines Essen serviert. So muß man's eben machen, um die Vögel zu fangen! Am andern Morgen schon ging's mit dem D-Zug ins Elsaß, ins SS A-Lager.

Im SS-Ausbildungslager

Das SS-Ausbildungslager befand sich etwa 45 Kilometer von der Schweizergrenze entfernt. Nach fünf Stunden Fahrt waren wir dort angekommen. Das Ausbildungslager bestand aus vier großen Steinhäusern und zirka 15 großen Baracken. Früher war dort eine Irrenanstalt gewesen. Die Kirche hatte man zu einem modernen Kino umgebaut. Da wurden jeden Abend Wochenschauen von den verschiedenen Fronten und auch Propagandafilme gezeigt. Ich kam also zuerst in die erste, Eingangskompanie, wo wir unserer zwölf Schweizer waren. Die ersten zwei Wochen hatten wir immer vielen Vorträgen zuzuhören; ebenso wurden viele Filme vorgeführt. Auch wurde schon mit dem Exerzieren begonnen. Die ersten zwei Wochen hatten wir's aber noch nicht so streng, erst um ein Viertel vor sechs Uhr war Tagwacht. Diese wurde immer von drei Trompetern auf dem hohen Flaggturm geblasen, ebenso das Lichterlöschen am Abend um zehn Uhr. Das Essen war nicht extra gut, aber reichlich.

In der dritten Woche hatten wir dann schon wie die andern Ausbildungskompanien um ein Viertel vor 5 Uhr Tagwacht. Jetzt hatten wir viele Geländeübungen, Märsche und Exerzieren. In der vierten Woche hatten wir dann Waffenausbildung, in der fünften wurden wir in die Wachtkompanie eingeteilt. Der Kompanieführer der Lagerwachtkompanie kam eines Tages, um diejenigen auszusuchen, die er in der Wachtkompanie zu gebrauchen gedachte. Die Stärke dieser Kompanie war 120 Mann, vier Züge zu je 30 Mann. Der zweite Zug bestand zu drei Vierteln nur aus Schweizern, der andere Viertel aus Norwegern und Deutschen. In unserem Lager wurden auch sogenannte Rachekompanien aufgestellt. Dazu kamen solche, die sich freiwillig meldeten. Wenn zum Beispiel ein SS-Offizier schwer verwundet wurde und sah, daß er sterben mußte, konnte er noch einen Wunsch äußern. Viele hatten dann den Wunsch, daß für sie eine Rachekompagnie aufgestellt werde, die ihn also rächen solle, das heißt, für ihn in den Tod renne. Jeder, der sich für so eine Kompanie meldete, wußte, daß er mit 98 Prozent Sicherheit nicht mehr lebend zurück kam. Trotzdem war der Andrang zu solchen Sondereinheiten immer groß. Diese machten an der Front auch keine Gefangene, sondern schossen alles zusammen. Während der Zeit, als ich im Lager zur Ausbildung war, wurden fünf solche Einheiten aufgestellt. Diese wurden nach ihrer Ausbildung sogleich an Brennpunkten der Ostfront eingesetzt (Kubanbrückenkopf, Witebsk usw.). Auch Gefechte hatten wir; diese Übungen fanden immer an den Hängen des Hartmannsweilerkopfes statt. Der Berg ist vom Weltkrieg 1914/18 her sehr bekannt. Dort fanden über 60 000 Soldaten den Tod. Der Berg solle siebenmal den Besitzer gewechselt

haben. Die Franzosen haben sich hier wie wütend verteidigt. Hier oben an den steilen Abhängen sind noch viele Bunker, Unterstände, Schützengräben und Drahtverhaue vorhanden. Tief unter dem Boden ziehen sich viele Laufgräben dahin. Diese verbinden die einzelnen Bunker miteinander. Auch noch viele alte Stahlhelme, Gewehre, Munition, sogar noch Skelette vom Weltkrieg 1914/18 sind zu finden. Auch wurde uns gezeigt wie man Bunker sprengt; dies war immer sehr interessant. Auch mußten wir viele Übungen im Angreifen machen. Auch ein dreitägiges Gefecht hatten wir. Wir, die Wachtkompanie und noch eine andere standen einer Rachekompanie gegenüber. Wir wurden aber von dieser Rachekompanie elend zusammen gehauen. Sie wurde nachher gleich an die Front abtransportiert.

Auch mußten wir uns jetzt vereidigen lassen. Ich wollte dies auf keinen Fall, aber ich konnte mit dem besten Willen nichts dagegen machen. Wer sich sträubte, wurde einfach eingesperrt. Aus diesem Eide machte ich mir aber nichts.

Die Vereidigung fand im Kino statt. Die Fenster waren mit schwarzen Tüchern verdunkelt, und vorn brannten ein paar Fackeln, die das Bild von Adolf Hitler gespensterhaft beleuchteten. Auch ein paar MG und Gewehre waren aufgestellt. Dumpf wirbelten ein paar Trommeln, es kam mir ganz unheimlich vor. Ein SS-Offizier hielt eine Ansprache. Dann wurde die Eidesformel gesprochen. Sie hieß: „Ich schwöre Dir, Adolf Hitler, als großgermanischer Führer, Treue und Tapferkeit bis in den Tod." Dazu mußte man die Hand erheben. Dann wurde das SS-Treuelied gesungen:

Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu,
treu wie die deutschen Eichen,
wie Mond und Sonnenschein, usw.

In der achten Woche, als ich im Lager war, kam auch der Reichsführer SS, Himmler, um das Lager und seine Leute zu besichtigen. Wir mußten alle in Achtungstellung Aufstellung nehmen, und er schritt die Reihen ab. Er betrachtete jeden einzelnen scharf und gab ihm die Hand. Am liebsten hätte ich ihn gleich gepackt. Die Lägermusik spielte Märsche. Lange blieb er aber nicht; denn ich glaube, er fühlte sich nirgends mehr sicher, trotzdem er von sechs SS-Generälen begleitet war. Er hielt noch eine Ansprache, bestieg wieder sein Auto, das von zwölf Motorrädern begleitet war. Ein dreimaliges „Sieg Heil" stieß er auch noch aus.

Bald hatten wir Übungen im Handgranatenwerfen, theoretische Ausbildung an verschiedenen Waffen und Geräten, und außerdem noch viel an-

deres. Auch der Tiger, der Panther, der Königstiger und andere Panzer wurden uns vorgeführt und erklärt.

Fast jede Nacht fanden die reinsten Menschenjagden statt. Nacht für Nacht versuchten einige zu fliehen. Diese wurden dann von einem Wachtzuge verfolgt. Nicht selten hatten die Fliehenden auch Waffen und Munition mitgenommen und wehrten sich so gut wie nur möglich. Natürlich konnten sie gegen den ganzen Wachtzug oder sogar gegen die ganze Wachtkompanie nicht aufkommen. Wenn sie Glück hatten und flink waren, gelang es ihnen manchmal zu verschwinden. Aber meistens wurden sie zusammengeschossen oder wieder eingefangen und zurückgebracht. Die meisten, die fortgesetzt Fluchtversuche machten, waren Franzosen. Es waren ja bloß 30 Kilometer bis an die französische Grenze. Als ich die siebente Woche in der Wachtkompanie war, flüchteten eines nachts 31 Franzosen. Sie wurden sofort verfolgt. Sie waren aber mit zwei leichten MG, sechs Maschinenpistolen, etwa 15 Gewehren und mehreren Pistolen bewaffnet. Außerdem hatten sie vier Kisten Munition mit zusammen 4000 Schuß mitgenommen. Etwa acht Kilometer vor der französischen Grenze wurden sie aber eingeholt und umzingelt. Sie verschanzten sich in einem Walde. Sie schossen wie die Wütenden. Viele von uns hätten es ihnen ja von Herzen gönnen mögen, wenn sie durchkommen würden. Aber was konnte man machen? Befehl ist Befehl! Sie waren von 90 Mann, von drei Zügen eingekreist. Überall schossen sie Sperrfeuer bei der leichtesten Bewegung eines Gebüsches. Ein großer Teil von uns wollte aber auch gar nicht an sie heran kommen. Diese Franzosen wollten sich zu den „Maquis" durchschlagen. Als sie merkten, daß Verstärkungen eintrafen, versuchten sie durchzubrechen. Von unsern 90 Mann waren zwei Mann getötet worden und sechs weitere leicht verletzt. Von den 31 Franzosen kamen 14 Mann durch. Vier wurden getötet und sechs verletzt. Die andern wurden gefangen genommen und mit den Verletzten ins Lager zurück gebracht. Die armen Kerle wußten, daß sie nichts Gutes zu erwarten hatten, denn ein paar Tage später wurden sie bis auf zwei erschossen. Alle standen so im Alter von 17 bis 27 Jahren. Wenn ich also zu flüchten plante, mußte ich auch immer wieder an dies denken, und das mahnte mich zu größter Vorsicht. Auf Desertieren stand die Todesstrafe durch Erschießen.

Mein Freund Hans und ich glaubten eines Tages, daß es nun günstig sei, in die Schweiz zurückzukehren. An einem Sonntagvormittag verabredeten wir, wie wir es nachmittags mit der Flucht anstellen wollten. Wir packten noch eine Mappe mit Verpflegung, und mein Freund besorgte sich eine Pistole mit Munition; denn die deutschen Grenztruppen haben sehr viele Wolfshunde zur Bewachung. Um halb zwölf Uhr gab's das Mittagessen, und um ein Uhr gingen wir zum UFD, um den Ausgangsschein zu holen. Somit

hatten wir das Recht, bis elf Uhr abends außerhalb des Lagers zu weilen. Dies genügte uns vollständig, bis an die Grenze zu kommen. Wir hatten vor, zuerst etwa zehn Kilometer zu laufen, dann zehn Kilometer mit der Bahn zu fahren und den Rest wieder zu Fuß zurückzulegen. So konnten wir in fünf Stunden schon die Grenze erreicht haben. Wir begehrten aber erst in der Nacht, so gegen elf Uhr die Grenze zu überschreiten. Wir wollten aber schon um acht Uhr zwei bis drei Kilometer vor der Grenze angelangt sein, dort in Deckung die Dunkelheit abwarten und eine günstige Übergangsstelle ausspähen.

Gegen halb zwei Uhr durchschritten wir die Lagerwache, und schon dachte ich, alles gewonnen zu haben. Ich war viel zu optimistisch! Ich sagte im stillen: „Adieu SS A-Lager!" Auf Nimmerwiedersehn! Wir liefen acht Kilometer bis zu einer kleinen Stadt. Die Sonne brannte heiß, und so gingen wir noch ein paar Eisportionen essen. Wenn wir aber gewußt hätten, daß man uns verfolgte, wären wir auf jeden Fall vorsichtiger gewesen. Als wir noch etwa ein Kilometer von dem Orte entfernt waren, wo wir mit der Bahn fahren wollten, wurden wir von drei Posten eingeholt. Sie sagten uns, daß der Lagerführer den Befehl gegeben habe, daß wir unverzüglich ins Lager zurückkommen müßten. Wir wollten natürlich nicht, aber es half alles nichts. Ich versuchte es noch mit Geld. Ich bot ihnen meine 500 Mark an, aber auch das half nichts. Ich sah sofort, daß wir traurig verraten worden waren. Ein Schweizer, ein Zürcher, hatte uns vormittags belauscht. Wir müssen uns etwas zu laut geäußert haben. Um halb zwei Uhr, als wir das Lager verlassen hatten, hat er unsern Schrank aufgebrochen, und da sah er, daß wir unsere meisten Sachen mitgenommen hatten. Er lief dann sofort zum Lagerführer und meldete dies. Er und zwei andere wurden uns sofort nachgeschickt. Jetzt nach zwei Stunden fanden sie uns, und so mußten wir den Rückweg antreten. Wird man uns sogleich erschießen? Es war ja einwandfrei nachgewiesen, daß wir nicht mehr zurückkommen wollten, und das war Fahnenflucht. Schon waren wir auch auf der Wache angelangt.

In Untersuchungshaft

Man führte uns jetzt ins Lager hinein und sperrte uns in einen Bunker. Zum Schlafen diente uns ein Laden auf dem Boden. Man sagte uns, daß wir in zwei Tagen erschossen würden. Zwei volle Tage ließ man uns ohne Essen, mit Ausnahme von etwas Tee. Am dritten Tage mußten wir dann zum Verhör. Der Gerichtsoffizier war ein SS-Hauptsturmführer. Zuerst

kam mein Freund an die Reihe. Ich mußte während dieser Zeit im Außenraum warten. Der Gerichtsoffizier fing an, ihn wie ein Verrückter anzubrüllen und schrie immer wieder: er habe die Todesstrafe verdient. Endlich nach etwa einer halben Stunde Wartezeit kam ich an die Reihe. Auch mit mir brüllte er wie ein Wahnsinniger und sagte: ich könne vor dem SS-Kriegsgericht nur mit der Todesstrafe rechnen. Ich hatte aber das Glück, daß ich es nicht glauben konnte. Was er mich fragte, diktierte er seiner Stenotypistin, und die mußte alles genau aufschreiben. Nach fast einer halben Stunde war das erste Protokoll fertig, und ich wurde in den Bunker zurückgebracht. Am sechsten Tage mußten wir noch einmal zum Gerichtsoffizier hinauf. Diesmal zu zweien! Wir hatten das Glück, daß wir das erstemal fast das Gleiche ausgesagt hatten. Er brüllte uns nochmals an; es wurde noch einiges dazu geschrieben, wir mußten das Protokoll unterschreiben, und nach einer guten Stunde konnten wir in den Bunker zurückkehren. Vom siebten Tage an kam ich zu andern Deserteuren in den großen Bunker. Hier waren unserer 23 Mann.

Wir hatten hier meistens immer großen Hunger. Der Kaffee oder Tee morgens war mehr oder weniger gefärbtes, warmes Wasser. Mittags gab's meistens einen Liter Suppe, aber immer ohne Fett gekocht. Abends 500 Gramm Brot mit etwas Margarine, Marmelade oder Wurst. Aber all das Essen hatte keine Nährkraft. Am Morgen, wenn man aufstand, zählte man die Stunden und die Minuten bis zwölf Uhr, eben bis es wieder etwas zu essen gab. Und vom Mittag bis am Abend ging's wieder gleich. Es mochte hie und da einmal einen Tag geben, wo man genug essen konnte, aber sehr selten! Hunger ist etwas Schreckliches, man kann sich dies nicht recht vorstellen, wenn man's nicht schon selbst erlebt hat. Am Abend saßen wir manchmal noch zusammen, bis spät in die Nacht hinein und erzählten einander. Jeder wußte etwas von seinem Lande zu erzählen. Wir durften auch alle zwei Wochen einen Brief schreiben, den wir offen abgeben mußten. Tag für Tag studierte ich, wie ich flüchten könnte!

Eines Morgens geschah Folgendes. Ein ganz fanatischer Flame hatte jetzt die Wache übernommen. Es war der, der schon mehrere Untersuchungshaft-Gefangene erschossen hatte. Bis jetzt hatte er nie etwas mit mir gehabt. Ich kannte ihn von der Wachtkompanie her. Heute morgen aber trat er auf mich zu, hielt mir die Pistole vor die Brust und sagte zu mir, ich sei es nicht mehr wert, daß man mich noch länger am Leben erhalte. Jetzt, dachte ich, reicht's mir halt doch. Ich sagte aber kein Wort zu ihm, denn die kleinste Aufreizung konnte ihn zur Auslösung der Kugel treiben. Aber endlich ließ er mich doch wieder gehen.

So war ich schon bald vier Wochen in Untersuchungshaft; da konnte ich

einen Schweizer, einen Basler, der mit mir gekommen war, und der Posten stehen mußte, überreden, mich und einen Holländer flüchten zu lassen. Er sagte mir, daß er nachts von zwölf Uhr bis zwei Uhr wieder Posten stehe, und er werde dann den Holländer und mich hinaus lassen. Er versprach uns auch, daß er uns jedem ein Gewehr mit 15 Schuß Munition mitbringen werde. Der Holländer und ich waren einverstanden, denn das Leben hier unten war einem schon zu sehr verleidet. Wir waren am Abend etwas aufgeregt, und so mußten die andern etwas bemerkt haben. So gegen acht Uhr sagte mir einer, sie wüßten es, daß wir diese Nacht flüchten wollen. Zuerst erschrak ich aufs heftigste. Ich konnte es nicht abstreiten, aber ich dachte, jetzt hat's gefehlt. Ich konnte sie aber wieder so weit bringen, daß sie es nicht meldeten. Es war ja nachts nach zwölf Uhr, wann wir gehen wollten, und da konnten sie einfach sagen, sie hätten nichts gehört. Um zehn Uhr wurde ja gewöhnlich noch zum letztenmal kontrolliert, ob noch alles vollzählig da sei. Wir zwei legten uns so um elf Uhr angezogen auf den Strohsack. Vorher hatten wir allen Adieu gesagt; sie hatten uns viel Glück gewünscht. Mitkommen wollte niemand mehr. Sie sagten, wenn wir durchkämen, würden sie es später auch noch einmal wagen. Mein Freund und ich hatten die Schuhe ausgezogen und Turnschuhe angezogen, um schneller laufen zu können. Die Schuhe hängten wir über den Rücken. Die drei Meter hohe Mauer mußte rasch überstiegen werden; denn auf beiden Seiten liefen die ganze Nacht immer Wachtposten hin und her. Um die zu passieren, kannte ich mich aber aus, denn ich mußte ja das auch einmal machen.

Flucht in den Sumpf

Schon nahte Mitternacht, wir waren ziemlich aufgeregt. Um 12.15 Uhr hörten wir die Türe aufschließen und machten uns fertig. Wir liefen zur Türe, und wirklich war's der Basler. Er sagte, daß er die Gewehre für uns draußen habe. Leise liefen wir den Gang entlang und gingen schon die Stiege hinauf, als wir am andern Ende des Ganges ein Geräusch hörten. Wir zwei sprangen sofort in die nächste Mauernische und der Basler schaute, wer komme. Er lief zu der Türe zurück und meldete dem Wachthabenden: SS-Schütze ... auf Bunkerposten, keine besondern Vorkommnisse. Der Unterscharführer öffnete die Bunkertüre und trat ein. Jetzt war es aber höchste Zeit, denn schon konnte er es gemerkt haben, daß zwei Strohsäcke leer waren. Den Basler sahen wir durch den Gang rennen, dem andern Ausgang entgegen. Auch wir rannten hinaus in die Dunkelheit, der Mauer zu.

Jeden Augenblick konnte uns eine Kugel niederstrecken! Es war eine etwas stürmische Nacht, die Wolken wurden vom Winde hin und her gejagt. Hie und da verdunkelte sich der Mond wieder. So mußten wir an der Mauer warten, bis er wieder von den Wolken verdeckt würde. Wir durften fast nicht warten, denn jeden Augenblick konnte Alarm geschlagen werden. So über die Mauer zu klettern war sehr riskiert, denn so mußte man ja gesehen und erschossen werden. Endlich verdunkelte sich der Mond und wir kletterten hinauf. In dem Moment wurde auch in der Wachtkompanie Alarm geschlagen. Ein Pfeifen und Brüllen ging los, die ersten hörten wir schon angerannt kommen. Auf der andern Seite der Mauer angekommen, schauten wir uns nach dem Basler um, aber es war jetzt sehr dunkel, man sah nicht fünf Meter weit. So fanden wir ihn nicht mehr! Die ersten des Wachtzuges kamen schon über die Mauer geklettert, konnten uns aber nicht sehen, denn es war zu dunkel. Aber jeden Augenblick konnte der Mond wieder zum Vorschein kommen, und dann mußten wir gesehen werden. So fingen wir an, vorsichtig zu laufen oder besser gesagt zu kriechen.

Zuerst ging unser Weg durch ein Rübenfeld; dann mußten wir durch einen kleinen Fluß, denn in etwa vier Kilometer Entfernung war ein Sumpf, der mit viel Gebüsch und hohem Grase bewachsen war. Dieser war sehr groß, etwa vier Kilometer lang und drei Kilometer breit. Hatten wir den erreicht, so waren wir ziemlich sicher gerettet. Wenigstens für diese Nacht! Als wir drei Kilometer gerannt waren, kam plötzlich wieder der Mond zum Vorschein und es wurde ziemlich hell. Da sahen sie uns auch, waren aber noch ziemlich weit entfernt. Sie begannen wie wütend zu schießen. Sie konnten aber in dem Halbdunkel nicht recht zielen, sondern feuerten einfch drauf los. Wir rannten so schnell, als wir nur konnten, dem nahen Sumpfe zu. Außerdem hatten wir Turnschuhe an, und so konnten sie uns nicht einholen. Bald hatten wir die 1000 Meter zurückgelegt und traten in den Busch ein. Wir liefen immer weiter hinein. Der Wachtzug drängte uns nach. Als wir etwa die Mitte erreicht hatten, verdunkelte sich der Mond wieder. Die vielen Frösche und Insekten veranstalteten einen fürchterlichen Gesang. Ein heftiges Gewitter war im Anzuge; schon begann es zu blitzen und zu krachen. Dies war unser Glück, denn wir wußten, würde man uns jetzt finden, so würde man uns auf der Stelle kalt machen. Denn sie hätten sicher alle viel lieber geschlafen, als uns nachjagen zu müssen. Man suchte uns noch bis zwei Uhr. Mehreremal gingen einige nur ein paar Meter an uns vorbei, aber es war jetzt so dunkel geworden, daß man kaum mehr ein paar Meter weit sah. Das Gewitter kam immer heftiger; der Wind bließ immer stärker. Nach ein paar Minuten setzte auch ein heftiger Platzregen ein. Da wurde gepfiffen, und der Wachtzug trat den Rückweg an, „leider" unverrichteter

Dinge. Wir waren unter einer Haselnußstaude gelegen. Erst jetzt bemerkten wir, daß wir bis zu den Knöcheln über und über voll „Dreck" und Schlamm waren. Wir wuschen uns die Beine und zogen frische Socken und die Schuhe an. Jetzt suchten wir eine vom größten Regen ein wenig geschützte Stelle unter einem Gebüsch auf, und legten uns da nieder. Wir waren bis auf die Haut naß. Weiter zu laufen war bei dieser Dunkelheit zu gefährlich. Früh morgens gegen fünf Uhr wurde es etwas heller, und wir konnten langsam weiter gehen. Bald hatten wir auch das Ende des Busches erreicht. Der Regen hatte ganz nachgelassen. Es versprach ein schöner Tag zu werden. Wir liefen immer gerade aus, durch Felder, Bäche, Wiesen, Äcker und Wälder, einfach den nächsten Weg, in Richtung der Schweizergrenze zu. Der Hauptstraße entlang gingen wir nicht, denn wahrscheinlich hatten sie vom Lager aus auch mehrere Kontrollposten benachrichtigt. Wir liefen auch längere Zeit durch den Hardwald und verirrten uns.

Gegen elf Uhr mittags meldete sich auch der Hunger. Wir versuchten bei einem Bauern, nahe des Waldes, etwas Eßbares kaufen zu können. Wir merkten bald, daß wir es diesem Bauern ruhig sagen durften, daß wir auf der Flucht seien. Er war gar nicht für die Nazis und zeichnete uns noch den genauen Weg bis an die Grenze auf. Wie die Grenze bewacht ist, wußte er natürlich auch nicht. Er konnte nur sagen, daß hier in der Umgebung vier Kompanien der Wehrmacht liegen. Das sind fast 500 Mann, für diesen kleinen Grenzstreifen sehr viel. Ich war immer fest überzeugt, daß wir durchkommen müssen, und das um jeden Preis. Die Frau des Bauers kochte uns rasch ein kräftiges Mittagessen, das wir mit großem Appetit verzehrten. Wir zahlten es und verabschiedeten uns vom Bauern. Er wünschte uns viel Glück und weinte wie ein Kind, als wir weiter gingen. Er wußte, daß man uns ziemlich sicher wieder erwischen und erschießen würde; denn die Grenze war zu stark bewacht. Er wollte uns gerne helfen, aber er konnte es auch nicht. Und wir wollten auch nicht, daß er wegen uns noch ins Konzentrationslager wandern würde. Wir schritten also wieder dem Walde zu. Hier suchten wir eine etwas dichtere Stelle auf und legten uns nieder. Wir wollten hier bis abends gegen sieben Uhr warten, um dann weiter zu gehen. Bis an die Grenze waren es ja bloß noch acht Kilometer. Wir besprachen noch miteinander, wie wir es am besten anstellen könnten. Ich war überglücklich, denn wir waren ja frei, freie Menschen, und über die Freiheit geht nichts. Tief atmeten wir die frische Waldluft ein. Bald waren wir eingeschlafen und gegen sieben Uhr erwachten wir wieder. Vorsichtig schlichen wir weiter. Vom andern Ende des Waldes hörten wir Schüsse knallen. Wahrscheinlich fanden dort Truppenübungen statt. Schon sahen wir das Ende des Waldes. Wir mußten auf die Straße, denn nur hier führte eine Brücke über den

Kanal. Wir liefen also vorsichtig die Straße entlang der Brücke zu. Plötzlich rief eine Stimme: „Halt", und wir sahen zwei Wehrmachtssoldaten aus einem Bunker springen. Sofort machten wir kehrt und rannten so schnell wie nur möglich dem nahen Walde zu. Die zwei feuerten mehrere Schüsse nach, aber zum Glück pfiffen sie an uns vorbei. Sie rannten uns nach, konnten uns aber im Walde drinnen nicht erfolgreich verfolgen. Nach etwa zehn Minuten sahen wir, daß sie kehrt gemacht hatten. Vorsichtig liefen wir zurück, wieder der Brücke zu. Wir mußten auf jeden Fall hier durchkommen, denn es war der einzige Weg direkt an die Grenze. Zuerst probierten wir unter der Brücke durchzukommen, aber es ging nicht, denn im Wasser hätten sie uns bemerkt. Mehrere Stunden lagen wir in dem nahe der Straße gelegenen Gebüsch und spähten unsere Umgebung aus. Die zwei Posten liefen ständig auf der Brücke hin und her, und jedes Auto, das angefahren kam, wurde angehalten und durchsucht. Schon fing es an dunkel zu werden, und so konnten wir es wagen, auf einem Eisenbalken etwa drei Meter unter der Brücke durchzuklettern. Sie bemerkten uns nicht. Auf der andern Seite des Kanals angekommen, liefen wir wieder über Felder der nahen Grenze zu. Wir mußten noch durch einige Bäche und Flüsse. Noch waren wir eineinhalb Kilometer von der Grenze entfernt. Alles war totenstill, nicht ein Mensch war zu sehen. Wir fingen vorsichtigerweise an zu kriechen, denn wir wollten nicht noch im letzten Augenblicke erwischt werden. Noch waren es 1000 Meter, wir sahen schon auf der Schweizerseite drüben die Straßenbahn fahren. Wir krochen noch zwischen einigen Stacheldrahtverhauen durch, und sahen dann auch neben uns einige kleine Bunker. Es war ziemlich hell, denn es war Vollmond.

800 Meter vor der Schweizergrenze erwischt

Hastig krochen wir weiter. Plötzlich sahen wir zwei Wolfshunde angerannt kommen; Waffen hatten wir keine bei uns. Die zwei Gewehre, die uns der Basler versteckt hatte, hatten wir leider nicht gefunden. Wir begannen jetzt zu rennen, aber schon hatten uns die zwei Hunde eingeholt. Sie bissen sich in unsern Kleidern fest und ließen uns nicht mehr los. Schon waren auch vier Polizei-SS da. Wenn wir auch Waffen bei uns gehabt hätten, wir wären doch machtlos gewesen. Uns kamen die Tränen, noch 800 Meter und wir wären gerettet gewesen, wieder frei! Aber es mußte nicht so sein!

Wir wurden ins Wachtlokal gebracht. Da wußte man schon, daß wir aus der Untersuchungshaft aus dem Lager geflüchtet waren. Die Wache im Lager wurde sofort verständigt, daß man uns gefangen halte. Ich dachte für mich selber, jetzt werde es zum Tode reichen. Wir wurden mit einem Auto zum Lager zurückgefahren. Man sagte uns, daß beim geringsten Fluchtversuch sofort geschossen würde. Es war ein herrlicher Tag, und ich sah in weiter Ferne die Schweizerberge im ersten Glanze der Morgensonne erstrahlen. Wann werde ich euch wieder sehen? Vielleicht nie mehr! Das Auto brachte uns viel zu schnell dem Lager näher. Schon studierte ich, welcher Wachtzug heute Dienst habe, denn ist's der Dritte, so ist's schlimm! Der bestand zum größten Teil aus Flamen, und diese hatten schon viele, die zurück gebracht wurden, gleich erschossen. Aber wieder hatten wir in allem Unglück doch noch ein bißchen Glück, denn der zweite hatte Dienst. Dieser bestand zur Hälfte aus Schweizern. Auch bei diesen waren ein paar Schweine; aber der größte Teil begriff uns schon. Auf der Wache angekommen, brüllte uns der Unterscharführer aufs heftigste an und sagte, daß es jetzt reichen werde.

Ich wurde neben dem Wachtlokal eingesperrt. Ich lebte jetzt in ständiger Angst; denn es konnte mir jetzt auch so gehen, wie es schon so vielen ergangen war. Man wurde einfach eines Morgens um sechs Uhr heraus geholt, um erschossen zu werden. Nach einer Woche kam ich wieder vors Verhör. Es kam mir sehr zugute, daß ich noch nicht 20 Jahre alt war, ebenso half mir der Kompanieführer ein wenig.

In der achten Nacht, als ich wieder hier war, gab's plötzlich gegen elf Uhr einen fürchterlichen Knall. Es waren zwei Eisenbahnwagen Munition in die Luft geflogen. Sie waren bestimmt mit Absicht zur Explosion gebracht worden. Es konnte sich also nur um Sabotage handeln. Eine Baracke, die am Ende des Lagers stand, also in der Nähe der Waggons, flog mit in die Luft. Sie war von der dritten Kompanie voll belegt. 65 Mann wurden getötet und über 30 verletzt. Da lag ein Arm, dort ein Bein, und wieder da ein Kopf. Man suchte alles zusammen und begrub sie alle in einem Massengrab.

Als ich nun wieder etwa vier Tage in dem großen Bunker war, wurden eines Abends zwei französische Unteroffiziere von der Legion „France" gebracht, die morgens früh erschossen werden sollten. Aber sie machten sich nichts daraus! Sie sangen noch bis spät in die Nacht hinein, redeten mit allen, und am Morgen sagten sie „Adieu". Um sechs Uhr wurden sie geholt und erschossen.

Am Mittag des sechsten Tages wurde mir gesagt, daß ich alles zusammenpacken solle und nach Mülhausen in die Wehrmachtskaserne in Unter-

suchungshaft käme. Eigentlich war ich froh, daß ich von dem SS-Lager fortkam, denn hier war man des Lebens nicht sicher. In einer Wehrmachtskaserne hingegen ist es schon viel besser. Ein Unterscharführer brachte mich mit der Bahn nach Mülhausen. Hier wurde ich ins Untersuchunshaftgebäude der Infanteriekaserne 2 eingeliefert.

Vor dem SS-Kriegsgericht

In der vierten Woche wurde ich eines Morgens vor Kriegsgericht gestellt. Es tagte im Lager selbst und war das SS und Polizeigericht Stuttgart. Mein Freund, zwei Holländer und ich kamen miteinander vor Gericht. Das Gericht bestand aus vier Richtern, im Range von SS-Obersturmführern, sechs Schreibern, einem Verteidiger, im Range eines SS-Hauptsturmführers, und einem Gerichtspräsidenten, im Range eines SS-Hauptsturmbannführers.

Als ich an die Reihe kam, las man mir alles vor, was im Protokoll aufgenommen war. Mir wurde es heiß, als er alles vorlas: erstens wegen Fluchtversuch, zweitens wegen Fahnenflucht, drittens wegen Bestechung, wegen Bedrohung einer militärischen Wache, wegen Verleitung zur Flucht, wegen Schwächung der Wehrkraft, wegen Zersetzung der Wehrkraft. Zuerst sagten sie, daß ich die Todesstrafe verdient habe. Sie fragten mich, ob ich sie annehme. Ich verneinte. Dann gingen sie etwa 20 Minuten ins Nebenzimmer, um zu beraten. Als sie zurück kamen, hielt der Verteidiger nochmals eine Rede. Nachher erklärten sie, daß ich zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt sei. Ich nahm das Urteil nicht an. Wieder gingen sie ins Nebenzimmer. Sie sagten jetzt, daß ich zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt werde. Ich lehnte das Urteil wieder ab. Zum drittenmal gingen sie ins Nebenzimmer, um zu beraten. Als sie zurückkamen, sagte der Richter, sie hätten mich jetzt endgültig zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Die vier Jahre Gefängnis werden aber umgewandelt in eineinviertel Jahr SS-Straflager, und der Rest von zweidreiviertel Jahren werde mir geschenkt in Form von Frontbewährung. Sie fragten mich, ob ich das Urteil annehme. Und ich mußte schließlich ja sagen. Sie sagten aber, daß der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, das Urteil noch selbst bestätigen müsse. Es könne der Reichsführer je nach seinem Gutachten und Ermessen die Strafe noch verkürzen oder verlängern. Auch lag vom Kompanieführer der Wachtkompanie ein Schreiben da, das mir jetzt vorgelesen wurde. Er führte aus, daß ich meinen Dienst immer gut gemacht habe, und daß er in dieser Sache mit mir sehr zufrieden

sei, trotzdem ich mich den nationalsozialistischen Ideen bis jetzt noch nicht recht angepaßt hätte. Dieses Schreiben hat mir viel geholfen. Sie sagten dann zu mir, ich hätte eine große Dummheit gemacht, ich hätte so meine Chancen vernichtet. Nur etwas gutes Wollen, an der Front gute Bewährung, und ich hätte es vielleicht einmal zum SS-Offizier bringen können. Meine Gerichtssache hatte volle drei Stunden gedauert. Sie war durch den Mittag unterbrochen worden. Ich war sehr froh, als alles vorbei war, denn ich mußte während den drei Stunden in Achtungstellung stehen bleiben. So kam ich wieder nach Mülhausen zurück. Ich war jetzt noch mehrere Wochen in einer Einzellzelle. Jeden Morgen hatten wir eine Stunde Strafexerzieren im Kasernengelände, sonst mußte man den ganzen Tag in der Zelle sitzen. So war ich am Weihnachtsabend auch allein. An diese Weihnachten werde ich immer denken. Ich hatte nicht einmal Licht, dazu war's noch eisig kalt. Ich hatte mir die beiden Wolldecken über den Rücken gehängt, so fror es mich. Ich unterhielt mich noch bis spät in die Nacht hinein mit dem Augsburger nebenan. Wir sprachen von Weihnachten, vom Tannenbaum. Schlafen konnten wir einfach nicht, wir mußten immer wieder denken, wie man jetzt überall das Weihnachtsfest feiere. Wir aber sahen nichts davon. In einer Zelle hörte man einen das „Stille Nacht" singen. Dies war unsere Weihnachten 1943. Als die Uhr vom Turme ein Uhr schlug, legten wir uns schlafen.

Ein paar Tage später konnte ich dann arbeiten helfen. Es wurden nämlich immer zwei Mann gebraucht, um das Essen zu holen für die Wache und die vielen Untersuchungsgefangenen. Ich half jetzt mit, das Essen austeilen, der Wachtmannschaft das Essen servieren, das Geschirr abwaschen, in der Schreibstube arbeiten, das Wachtlokal und die 90 Zellen heizen. So mußte ich jeden Morgen früh aufstehen. Aber wie froh war ich, etwas arbeiten zu können.

Ein paarmal gab's auch Fliegeralarm. Eines Tages flog der Gaskessel am Stadtrande in die Luft. Er wurde von einer Bombe getroffen. Mit mir war noch ein Deutscher draußen, um all die Arbeiten zu machen. Es war ein Feldwebel von der Wehrmacht, der immer sehr gut zu mir war. Er konnte immer etwas Weißbrot und Obst von der Stadt bekommen, und da gab er mir immer einen Teil davon.

Einmal bot mir einer, der sich auch in Untersuchungshaft befand, einen Rettungsversuch an. Er sagte mir, daß er in ein paar Tagen wieder entlassen werde, um in seine Einheit zurückzukehren. Er werde mich dann befreien. Wir besprachen alles gut, und er wollte alles bis ins kleinste vorbereiten. Leider hatte uns einer belauscht, der uns zu verraten drohte. So konnten wir nichts unternehmen. Dies wäre aber sonst sicher geglückt und mir so noch viel erspart geblieben.

Dieser wollte mich nämlich in einer bestimmten Nacht mit einem Motorrad abholen. Den Schlüssel, um in den Hof zu gelangen, hatte ich ja immer. Eine Strickleiter, um über die Mauer zu kommen, hatte ich mir längst angefertigt und gut versteckt. Er versprach mir auch, mich bis in die Nähe der Grenze zu fahren. Damit man uns nirgends angehalten hätte, würden wir beide einen Stahlhelm aufgesetzt haben. Wer mit aufgesetztem Stahlhelm einen Auftrag per Motorrad ausführen mußte, durfte nämlich von einer Straßenkontrolle nicht angehalten werden. Dies wäre uns sicher geglückt; aber leider mußte es nicht sein.

Eines Tages erhielt ich die Urteilsbestätigung mit der Unterschrift von Himmler. Ein paar Tage nachher kam einer von der SS, um mich abzuholen. Ich mußte sofort meine Sachen packen, denn in einer Stunde mußte ich ins Lager zurückfahren. Ich war riesig gespannt, was denn jetzt mit mir geschehen sollte. Ich rechnete damit, daß ich in ein SS-Straflager kommen würde, aber wohin, das wunderte mich sehr. Nach genau einer Stunde kam der Unterscharführer, um mich zu holen. Wir fuhren mit der Bahn zurück ins Lager. Hier kam ich zu den andern Untersuchungshäftlingen. Es waren jetzt über 100 an der Zahl. Am andern Tage sagte man mir, daß ich noch der Kompanie vorgeführt werde. Da hatte ich also noch etwas zu erwarten. Denn es gab auch ganz fanatische Nazis unter ihnen; die wären ohne weiteres im Stande gewesen, einem kurzerhand niederzuknallen. Ich wäre also froh gewesen, wenn es schon vorbei gewesen wäre.

Nachmittags wurde ich von zwei Posten im Stahlhelm abgeholt. Der Weg ging zur Wachtzugsbaracke hinunter. Vor der Kompaniebaracke hatte die ganze Wachtkompanie mit allen Führern und Unterführern Aufstellung genommen. Der Kompanieführer hielt eine Ansprache, in der er unter anderem auch sagte, daß sie es nicht machen sollen wie ich. Wenn ich mich im SS-Straflager nicht bessere, also kein guter SS-Mann werde, so werde ich noch an den Pfahl gestellt. Dann befahl der Kompanieführer der Kompanie „Stillstand". Er riß mir vom Ärmel des Rockes den Adler und vom Kragen den Totenkopf ab. Dann wurde ich wieder weggeführt. Ich war jetzt froh, daß alles so gut abgelaufen war; es hätte auch schlimmer gehen können.

Am Abend erhielt ich die Marschverpflegung für drei Tage. Morgen sollte ich die Reise nach Danzig beginnen. Daß das Militärstraflager der SS nichts Angenehmes ist, das wußte ich schon vom Hörensagen. Der Kompanieführer sagte mir auch, daß ich, wenn ich mich gut halten werde, wieder einmal an die Front gehen könne. Sonst aber werde ich nie mehr lebend herauskommen. Wir waren unserer drei, die miteinander nach Danzig gebracht wurden. Ein Oberscharführer begleitete uns.

Zuerst fuhren wir mit dem Zug nach Mülhausen. Hier bestiegen wir einen Urlauberzug. Die Fahrt ging gegen Colmar, Straßburg und weiter ins Badische nach Karlsruhe und Mannheim. Diese Stadt war damals schon ein Trümmerhaufen. Ganze Straßenzüge sind niedergewalzt, ein Bild trostloser Zerstörung, wie hunderte von deutschen Städten es bieten. Seltsam gezackte Mauern ragen aus Schutt und Trümmern in den Himmel empor. Die Bahnlinie ging nicht mehr direkt durch Mannheim, sondern nur noch durch die Außenquartiere. Von Mannheim ging's nach Ludwigshafen, denn die direkte Verbindungsstrecke nach Frankfurt a. M. war unterbrochen. So fuhren wir weiter gegen Frankenthal, Worms, Mainz und nach Frankfurt. Frankfurt a. M. muß einmal eine wunderbare Stadt gewesen sein, aber jetzt war sie zur Hälfte nur noch ein Ruinenfeld. Es gab auch keine freie Bahnstrecke mehr, die nach Kassel oder Erfurt führte, sie war vorläufig lahm gelegt. So fuhren wir mit einem andern Urlauberzug gegen Westen nach Limburg. Von hier war die Strecke nach Koblenz frei, dann ging's gegen Bonn und Köln. Ich dachte, hoffentlich kommen wir nie nach Danzig; denn bis jetzt waren wir fast ständig nach Westen und nicht nach Osten gefahren. In Köln mußten wir wieder umsteigen, denn auch von hier aus war die Strecke nach Kassel unterbrochen, und so fuhren wir nach Düsseldorf. Auch dieses sehr wichtige Industriezentrum war schon zu fast drei Vierteln zerstört. Wir waren jetzt nicht mehr weit von der holländischen Grenze entfernt; aber wir kamen nicht nach Holland, sondern es ging weiter gegen Duisburg, Mühlheim, Essen, nach Dortmund. Es war schrecklich, wie auch diese einst riesige Industriemetropole verwüstet war. In Dortmund verblieben wir vier Stunden; denn es war gerade ein Bombenangriff. In Münster fuhr dann der D-Zug in Richtung Osnabrück, Bremen zu. Von hier fuhren wir dann wieder gegen Südosten. Hier, weiter im Norden, stand es wieder besser mit der Bahnverbindung nach dem Innern des Reiches. Im Bremer Hauptbahnhof warteten wir auf den D-Zug, der über Verden nach Braunschweig fahren sollte. Nach zwei Stunden Verspätung donnerte er endlich in den Hauptbahnhof ein. Er war von Hamburg gekommen, und viele seiner Wagen waren durch Tiefflieger angriffe schwer beschädigt worden. Nach einer halben Stunde fuhr er weiter nach Celle und Braunschweig, darauf nach Magdeburg, gegen Potsdam, Berlin zu. Um Mitternacht fuhren wir in den Berliner Zentralbahnhof ein. Soviel ich erkennen konnte, schien mir der Bahnhof nicht einmal so schwer beschädigt. Trotzdem es Mitternacht war, war im Zug eine drückende Hitze, denn alles war vollgestopft mit Militär, Wehrmacht und SS. Das Schlimmste war der Durst. Hier wurde vom Deutschen Roten Kreuz an den ganzen Urlauberzug Tee und Kaffee verteilt. Nach etwa einer Stunde Aufenthalt fuhr der Zug weiter gegen Norden. Es ging über Bernau,

Stettin zu. Von dort ging's gegen Gollnow, Weyherowo, dann der Ostsee entlang gegen Gdyna nach Danzig. Endlich waren wir am Ziel. Die Fahrt hatte drei volle Tage und Nächte gedauert.

Das SS-Straflager Danzig

Es lag ganz zwischen Hügeln in einem kleinen Tale. Auf einer Seite sah man auf die Ostsee hinaus, die andern drei Seiten schirmten Hügel ab. Danzig konnte man von hier aus nicht sehen. So weit man übers Land sah, sah man nur ödes, verwildertes Gelände, kein Baum, keine Tanne, sondern nur etwas Gebüsch. Man meinte am Ende der Welt zu sein. Als ich ins Lager hinein sah, wurde mir wirklich unheimlich zumute. Ich dachte, es hier nicht lange aushalten zu können. Ich sah da Soldaten umherlaufen, arbeiten, aber wie? Stur, nicht vom Boden aufsehend, kein Wort sprechend! Nichts glich hier einem normalen Leben.

Das Lager bestand aus etwa 50 Baracken, die alle gelbgrüne Tarnanstriche trugen. Ich kam zuerst in die Anmeldebaracke, wo verschiedene schriftliche Angelegenheiten zur Aufnahme erledigt werden mußten. Ein Radio lief; oder waren es Schallplatten, die eine unheimliche, gespensterhafte Musik ertönen ließen? Ich mußte verschiedene Papiere unterschreiben. Einer sagte mir, daß ich mich sehr gut führen müsse, wenn ich wieder einmal lebend das Lager verlassen wolle. Von den 50 Baracken waren 20 extra umzäunt. Es waren die Baracken der verschiedenen Strafkompanien. In einem Raume waren große Tafeln angebracht, für jede Kompanie eine. Hierauf standen alle Namen der Kompanieangehörigen. Da hieß es zum Beispiel: 1. Kompanie: Bestand 108 Mann, 8 Mann krank, 3 Mann auf Flucht, 7 Mann in Arrest, 2 Mann in Dunkelarrest, 5 Mann zum Tode verurteilt, 4 Mann in Untersuchungshaft usw. Ich wurde der 2. Kompanie zugeteilt. Ich mußte die feldgraue Uniform ausziehen und bekam eine braune. Die Uniformen waren vom früheren Afrikakorps, und auch erbeutete englische wurden abgegeben. Für diese manchmal eisig kalten Ostseewinde waren sie viel zu dünn! Morgens mußten wir um halb fünf Uhr aufstehen. Am Morgen gab's etwas Tee, am Mittag einen Liter Suppe und am Abend 500 Gramm Militärbrot mit etwas Wurst, Marmelade oder Käse. In der zweiten Kompanie mußte ich zwei Wochen bleiben. Der Tagesplan war folgender:

4.30 Uhr Aufstehen
5.10 „ Tee fassen
5.20 „ Fertig machen zum Zählappell

5.30	Uhr	Antreten sämtlicher Kompanien zum Zählappell
6.30	„	Arbeitsbeginn oder Strafexerzieren
12.00	„	Mittagessen
12.30	„	Arbeitsbeginn oder Strafexerzieren
19.00	„	Abendessen
19.30	„	Zählappell aller Kompanien
21.00	„	Abmarsch der Kompanien in ihre Baracken
22.00	„	Stubenabnahme durch den Wachthabenden

Der Zählappell dauerte eine bis vier Stunden. Währenddessen mußte man fast immer in Achtungstellung stehen, oder dann singen. Im Winter stand man im Schnee und Wasser, oder im eisig kalten Wind und Sturm. All das machte dem Lagerführer nur Spaß. Es war ihm egal, ob einer mehr oder weniger zugrunde ging. Strafexerzieren, das hieß, gedrillt zu werden, bis man wirklich nicht mehr konnte vor Müdigkeit. In allem „Dreck" mußte man sich hinlegen oder abrollen und noch viel anderes, noch Schlimmeres. Beim Strafexerzieren riefen uns die Unterführer immer zu: Wir werden euch jagen, bis ihr Blut schwitzt usw.

Jetzt will ich das Lager selbst etwas beschreiben. An allen vier Enden war je ein großer Wachtturm, der durch eine Treppe erstiegen wurde. Auf jedem Turm war ein schweres MG aufmontiert. Auf jedem Turm war auch ein Scheinwerfer eingerichtet, der sich in der Nacht automatisch immerfort drehte und das ganze Lager und die Umzäunung ableuchtete. Die 20 Baracken waren ferner von einem drei Meter breiten und sechs Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Dieser wurde in der Nacht mit Starkstrom geladen. Es schien also unmöglich zu flüchten, aber trotzdem gab's solche, die durchkamen. Viele, die flüchten wollten, verfingen sich aber in der Nacht im Draht und wurden verbrannt. Morgens bei der Entladung wurden sie jeweils herausgeholt; viele waren dann ganz zusammengeschrumpft, schwarz und halb verkohlt. Andere, die noch durch den Draht kamen, wurden nachher von den Scheinwerfern erhascht und dann von einem MG zusammen geschossen. Auch steckte alles voll von elektrischen Alarmvorrichtungen, die auf die schwächste Berührung sofort reagierten. Wieder andere wurden auf der Flucht ergriffen und kamen in die Todeszellen. Hier wurde jeder erschossen, der flüchtete. Man sagte diesen Zellen Todeszellen, weil hier nur solche drinnen steckten, die bald erschossen werden sollten. Es waren solcher 50 an der Zahl.

In Danzig hatte ich auch einmal Gelegenheit, ein großes deutsches Schlachtschiff zu sehen. Es hatte etwas über 25 000 Bruttoregistertonnen. Es war in den Hafen von Danzig eingelaufen, um repariert zu werden. Die Kampfgeschütze und alles andere wurden gereinigt und ausgebessert. Auf

Deck waren mehrere Löcher, von Bombeneinschlägen herrührend, zu sehen. Dies alles wurde repariert und in Ordnung gebracht.

Ein andermal konnte ich mit in ein U-Boot, mit dem die ersten Tauchversuche gemacht wurden. Auch dies war sehr interessant. In einem U-Boot ist für die Mannschaft sehr wenig Platz vorhanden, sie muß wie die Heringe zusammengepfercht leben. Darum freut sich immer jeder U-Bootmann ganz besonders auf den Urlaub.

Die Erschießungen

Die Erschießungen gingen folgendermaßen vor sich: um halb sechs Uhr hieß es jeweils für alle Kompanien fertig machen. Um 20 Minuten vor sechs Uhr hieß es: Abmarsch auf den Erschießungsplatz. Dieser befand sich hinter dem Lager. Rings um den Platz herum nahmen die verschiedenen Kompanien Aufstellung. Vorn waren vier Pfähle in den Boden gerammt. Vor die mußten diejenigen stehen, die erschossen werden sollten. Punkt sechs Uhr wurden derjenige oder diejenigen gebracht, die zum Tode verurteilt waren. Die meisten standen hin an den Pfahl, wie wenn nichts geschehen sollte. Viele zeigten noch ein Lächeln. Wenn einer wollte, konnte er noch etwas sagen oder wünschen. Es blieb ihm auch frei gestellt, ob er ein Tuch um die Augen gebunden haben wollte oder nicht. Die meisten aber lehnten dies ab. Der Jüngste, bei dessen Erschießung wir zusehen mußten, war ein 18jähriger Sachse. Er wurde erschossen wegen Flucht und wegen Erschießung einer Wache auf der Flucht. Um sechs Uhr wurde er also gebracht, von zwei Posten im Stahlhelm begleitet. Sie gingen mit ihm zum Pfahl. Er sagte, man solle ihn nicht festbinden, er stehe selber hin. Man fragte ihn, ob er noch einen Wunsch habe. Er sagte, man solle das Bestmögliche tun, daß er gleich tot sei. Sonst habe er nichts mehr zu sagen. Es machte den Anschein, ein wunderschöner Tag zu werden. Zum letztenmal schaute er das Morgenrot, das im Osten feurig leuchtete. Jetzt kommandierte ein Untersturmführer das Exekutionskommando: Gewehre an. Der junge Sachse schaute scharf auf die Gewehrmündungen und hob die Brust etwas. Der Untersturmführer kommandierte weiter: Kommando! Achtung! Feuer! Der Getroffene wurde von den Kugeln durchlöchert und stürzte vorn über zu Boden. Er war aber nicht gleich tot, sondern wälzte sich noch mehrere Minuten im Blute. Als der Untersturmführer sah, daß er noch immer nicht tot war, gab er ihm mit der Pistole noch den tödlichen Schuß ins Herz. Dann legte man ihn in eine Kiste, nagelte sie zu und begrub ihn. Mehreremal riefen noch einige, bevor sie tödlich zu-

sammen brachen „Heil Hitler". Es wurden hier schon viele erschossen, denn die großen Pfähle waren schon halb zerfetzt und rötlich von Blut. Auch der Boden war ganz mit Blut getränkt. Als ich das erstemal zuschauen mußte, konnte ich nachher die halbe Nacht nicht schlafen. Aber nach und nach gewöhnte man sich daran.

In der dritten Woche mußte ich dann auch in die U-Bootwerft an die Ostsee, um zu arbeiten. Jeweils morgens um halb sechs Uhr wurden wir von Lastkraftwagen abgeholt. Es arbeiteten von unserem Lager fast 200 Mann in der Werft. Diese befand sich 18 Kilometer östlich von Danzig. Ich war immer froh, wenn wir am Morgen aus dem Todeslager fuhren. In der Werft mußten wir verschiedene Arbeiten machen. U-Boote mit Tarnanstrichen versehen, reinigen usw. Auch neue Boote wurden gebaut. Es waren immer so 20 bis 25 U-Boote im Bau. Große U-Bootbunker standen ebenfalls da. Für dieses strenge Arbeiten reichte uns aber das Essen nie. Im Geheimen brachte uns die Danziger Bevölkerung Brot und andere Eßwaren, oder es wurde von einigen Flinken in der Stadt abgeholt. Dadurch hatten wir fast täglich noch etwas zusätzlich zu essen; so ging es dann eher. An der Ostsee war's bei schönem Wetter furchtbar heiß. Die Sonne brannte hier viel heißer als bei uns. Hier gibt es weite Sanddünen, die besonders im Sommer viele Badelustige anziehen. Aber bei regnerischem Wetter, bei Sturm, konnte die Temperatur plötzlich auf fast null Grad fallen. Nach Schweden hinüber zu sehen vermochte man von bloßem Auge nur bei ganz klarem Wetter.

Ich hatte auch Gelegenheit, mit einem Danzigerfischer ins Gespräch zu kommen. Er besaß ein ziemlich großes Dampfboot und fuhr öfters nach Schweden hinüber. Ich fragte ihn einmal ganz vertraut, ob er mich nicht nach Schweden mitnehmen könnte. Natürlich fragte ich ihn erst, als ich sah, daß er nicht mit den Nazis sympatisierte. Aber es war trotzdem etwas gewagt. Er versprach mir, daß er das vielleicht machen könnte; er müsse es sich aber noch genau überlegen. Erwischen sie uns, so gehe es mir ums Leben, und er könne ins Konzentrationslager wandern. Er sagte, daß er mich zwar im Schiff gut verstecken könnte, aber trotzdem sei es ein Risiko. Die Kontrolle sei nämlich sehr scharf. Auf der Ostsee patrouillieren immer Schnell- und Kanonenboote, die die Handels- und Fischerdampfer kontrollierten und durchsuchten. So hatte ich schon wieder eine kleine Hoffnung, zu entkommen. Als Schweizer hätten mich die Schweden sicher nicht ausgeliefert. Ich hätte so vielleicht die Möglichkeit gehabt nach England zu kommen. Aber wieder mußte es anders kommen. Eines Tages wurden 200 Mann ausgesucht, die nach Berlin, das heißt zuerst nach Polen reisen sollten. Auch ich kam zu denen. Alles waren Deutsche, bloß ich war als Schweizer dabei. In der darauffolgenden Nacht wurden plötzlich nochmals 1200 Mann aufgestellt,

die nach Warschau befördert werden sollten. In Warschau sei eine Banditenrevolte ausgebrochen, und es wurden dringend Truppenverstärkungen angefordert. So mußte unser Lager 1200 Mann zur Niederschlagung der Aufstände stellen. Wir hatten „Schwein", denn wir 200 waren schon für Berlin bestimmt. Die meisten dieser 1200 Mann werden nie mehr zurückkehren, denn es ist ein ausgesprochenes Himmelfahrtskommando. Am andern Tage erschienen 13 russische Langstreckenbomber, „Ratas", die einige Bomben auf Danzig warfen. Ein Flugzeug wurde abgeschossen, und ein anderes mußte auf der Ostsee notlanden.

Die 1200 Mann kamen noch am nächsten Tage auf die Bahn, um nach der Hauptstadt des Generalgouvernements transportiert zu werden. Alle waren in bester Laune, endlich das Straflager verlassen zu können. Wir nahmen von vielen, die uns gute Kameraden waren, für immer Abschied. Wir drückten uns die Hände und dachten dabei, nie werden wir uns wiedersehen. Man hatte uns in der Nacht noch feldgraue, neue Uniformen und fertige Ausrüstung gegeben.

Als wir zwei Tage später nach dem Danziger Hauptbahnhof durch die Straßen der Stadt marschierten und sangen, warf uns die Bevölkerung Bonbons und Zigaretten aus den Fenstern. Leider konnten wir's aber doch nicht nehmen. Auf jeden Fall werden wir alle ein gutes Andenken an die gute Danziger Bevölkerung bewahren. Auf dem Bahnhof jubelten uns noch viele zu, was die Posten, die uns begleiteten, immer sehr ungern sahen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir noch das Lied:

Kamerad, uns ist der Marschbefehl bekannt,
wir müssen weiter ziehn,
verlassen müssen wir das schöne Land,
das wir einst wieder sehn.
Ja, wenn die roten Rosen blühn,
und alles ist vorbei... usw.

Singen mußten wir immer sehr viel; trotz allem heiterte dies einem immer wieder ein wenig auf, und man vergaß für kurze Zeit, daß man ja nicht in der Freiheit lebte. Wir mußten viele sehr schöne Marschlieder lernen, aber andere wieder waren nichts weniger als schön. Auch im Straflager mußten wir manchmal Kampflieder singen. Aber wenn etwas befohlen wurde, dann hieß es sofort gehorchen, oder man war bös dran. Befehle, welcher Art sie auch sein mochten, mußten unbedingt ausgeführt werden.

Fahrt durch Polen nach Berlin

Wir fuhren gegen Tcwey, dann weiter über die polnische Grenze bis nach Nasielsk. Hier, etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt, verblieben wir fast zwei Wochen. Unsere Baracken befanden sich auf sumpfigem Boden, ganz zwischen Gestrüpp und Sträuchern. Es war ein richtiges Fiebergebiet. 13 Mann von uns erkrankten an Malaria. Schon machte sich auch das Gerücht breit, daß auch wir noch nach Warschau kommandiert würden. Wir konnten auch nicht begreifen, warum wir so weit nach Osten gefahren wurden. Wenn man über das endlos ebene Land sah, bemerkte man nichts als ein paar armselige Hütten. Man glaubte schon in Asien zu sein. Die Sonne brannte im Sommer entsetzlich. Dies fast urwaldähnliche Gebiet war für die Partisanen wie geschaffen. Wenn am Abend die Sonne am fernen Horizont glühendrot verschwand, so mußten sofort verstärkte Wachen aufgestellt werden, denn Bandenüberfälle waren hier keine Seltenheit. Strengen Dienst hatten wir aber hier nicht. Tagsüber wurden Ausmärsche gemacht und wir lernten so dies nordpolnische Land kennen. Wir marschierten manchmal vier, fünf Stunden, bis wir wieder an einer menschlichen Behausung vorbei kamen. Eine Naturschönheit waren hier die vielen kleinen und großen Waldseen. Ihre Ufer wurden umschwärmt von Millionen von Stechmücken und andern Insekten. Im Wasser tummelten sich Tausende von Fischen und sonstigen Wassertieren. Am Abend beim Hereinbrechen der Dunkelheit begannen die unzähligen Frösche mit ihrem Konzert. Als Unterkunft standen uns drei Baracken zur Verfügung, aber meistens verbrachten wir die Nächte im Freien, denn auch in der Nacht herrschte noch eine drückende, schwüle Luft. Es hätte uns hier in dieser Einsamkeit noch lange behagt, trotzdem fast täglich einer vom gelben Fieber befallen wurde. Eines Tages aber kam der unerwartete Befehl, daß wir ungefähr 30 Kilometer marschieren müßten, um nach Berlin abtransportiert zu werden. Es ging dann gegen Bromberg, weiter über Frankfurt an der Oder. Diese Stadt war auch sehr zerstört. Zwei Kilometer um den Hauptbahnhof lagen nur noch Berge von Schutt, Ruine an Ruine. Am zweiten Abend gegen acht Uhr fuhren wir durch Berlin.

Die Abendsonne ließ gerade noch ihr letztes Leuchten auf die Ruinenstadt erstrahlen. Der D-Zug fuhr hier nur sehr langsam. So konnte ich mir alles genau betrachten. Überall drang einem ein unheimlicher Brandgeruch entgegen. An einigen Stellen wüteten immer noch Brände vom letzten Großangriffe her. Wir fuhren an riesigen Waren- und Geschäftshäusern vorbei, die vollkommen ausgebrannt dastanden. Nur noch die kahlen Ruinen starrten zum Himmel empor. Überall sah man riesige Bombentrichter, die sich mit Wasser angefüllt hatten. Ich hörte sagen, daß bei dem Großangriff, der vor

sechs Tagen stattgefunden hatte, schätzungsweise etwa 80 000 Menschen ums Leben gekommen seien. Viele von ihnen waren verschüttet, so daß sie verhungern oder ersticken mußten. Für die vielen verschütteten Leichen blieb nichts anderes übrig, als sie mit Flammenwerfern auszubrennen. Auf beiden Seiten der Bahnlinie türmten sich Berge von Schutt. Von vielen Fabriken, die ausgebrannt waren, ragten nur noch die Kamine in die Luft.

Beim Großangriff auf Hamburg im August 1943 sollen fast 250 000 Menschen ums Leben gekommen sein. Man hat noch drei Wochen später die Leichen von diesem Angriffe her aus den Kanälen herausgefischt. Der Leichengeruch in der Innenstadt Hamburgs soll später so ekelhaft gewesen sein, daß sie abgesperrt werden mußte. Ein Beispiel, daß das deutsche Volk mit der Nazidiktatur schon lange nicht mehr einverstanden war, zeigt dies: als Propagandaminister Göbbels im September 1943 mit seinem Auto Rundfahrten durch das zerstörte Hamburg machen wollte, mußte Fliegeralarm gegeben werden, sonst hätte er das wegen der Bevölkerung nicht wagen dürfen. Man kann sich denken, wie den Leuten zu Mute ist, wenn sie alles verloren haben. Ihre ganze Lebensarbeit war in ein paar Sekunden in Schutt und Asche versunken. Sie mußten zusehen, wie ihr Heim in ein paar Minuten abbrannte, und vielleicht noch Familienglieder tot unter den Trümmern lagen. Wer mußte da nicht fast von Sinnen kommen? Und das alles nur wegen ein paar elender, habgieriger Bluthunde, die dachten, wenn wir „verrecken", soll das ganze Volk zu Grunde gehen.

Denken wir auch, wie in Polen hunderttausende von Juden erschossen wurden. Auch viele ganz anständige Menschen waren unter ihnen. Zuerst mußten sie ihr eigenes Massengrab selber ausheben, sich dann vor den Gräben aufstellen, und darauf schoß man sie mit MG zusammen: Frauen, Kinder, alle. Was kann denn so ein kleines Kind dafür, daß es jüdischer Abstammung ist?

Zuerst befanden wir uns zwei Wochen im Berliner Stadtteil Schöneberg. Das eigentliche SS-Lager befand sich aber in einer Vorstadt Berlins. Vom Lager bis zu den Flugzeug-Motorenwerken der Daimler-Benz waren es sechs Kilometer. Die vielen Hallen des Werkes befanden sich in einem großen Föhrenwalde. Man hat sie sehr geschickt zu tarnen gewußt. Als ich das erstemal nach den Werken marschierte, konnte ich aus 500 Metern Entfernung die riesigen Hallenanlagen noch nicht erkennen. Es sah aus, als wäre es nur Wald. Die meisten großen Bauten hatte man mit grünlich brauner Farbe so geschickt angestrichen, daß man sie auf kurze Entfernung noch nicht erkennen konnte. Es war also vom Flugzeug aus sehr schwer zu erkennen, wo die einzelnen Werke standen. Trotzdem sind viele Hallen den amerikanischen Bomben mit ihren neuen Zielinstrumenten zum Opfer gefallen.

Das Lager, wo wir jetzt waren, war das einzige SS-Straflager in der Umgebung. Es war aber nur klein, aber um so besser. Es bestand nur aus fünf Kompaniebaracken, war also für 500 Mann berechnet. Mit dem Wachtzug und allem Drum und Dran waren es immer so zwischen 400 bis 500 Mann. Bald sah ich auch, daß es hier ziemlich besser war als im Lager in Danzig. Es reute mich also nicht, daß ich hieher gekommen war. Erstens mußte man erst um fünf Uhr aufstehen, und zweitens gab's ein etwas reichlicheres Essen. Arbeiten mußten wir immer von morgens sieben Uhr bis mittags zwölf Uhr und von halb ein Uhr bis abends halb sieben Uhr. Also ohne die Pausen elf Stunden, und dazu noch zwei Stunden hin- und zurückmarschieren. Bei der Nachtschicht ging alles gleich wie am Tage. Ich hatte aber immer den Eindruck, daß Nachtschichtarbeit mehr ermüdet als Tagschicht. Arbeiten mußte man ziemlich rasch, denn alles ging am laufenden Band, und da mußte man das Tempo der andern beibehalten.

In den zweieinhalb Monaten, welche ich in Berlin zubrachte, gab's vier Nachtgroßangriffe und eben so viele Tagesgroßangriffe. Mittelschwere Angriffe gab's etwa zehn und kleinere Angriffe fast jede Nacht. Während der zweieinhalb Monate ging nicht eine Nacht vorbei, wo nicht Fliegeralarm gegeben und ein paar Bomben abgeworfen wurden.

Großangriff von 1200 Bombern

Der größte Angriff, an einem Samstagabend gegen sieben Uhr — es war noch ganz hell — wurde von schätzungsweise 1200 viermotorigen Bombern, die von über 1000 Fernkampfjägern begleitet waren, durchgeführt. Der Angriff dauerte bloß 30 Minuten. Wir waren noch im Werk und wollten uns gerade zum Heimmarsch bereit machen. Da meldete der Radio: „Hallo! hallo! hier Luftschutzdienst Großberlin! Eine große Anzahl feindlicher Bomber begleitet von vielen Hunderten von Fernjägern haben die Reichsgrenze gegen Frankreich erreicht!" Zugleich wurde auch gemeldet, daß ein neuer Bomberstrom von Holland her gegen Hannover im Anflug sei. Bald wurde gemeldet, daß sich die verschiedenen feindlichen Bomberpulks zu vereinigen suchen. Dies taten sie dann auch im Raume von Magdeburg. Erst jetzt sah man, daß sie Berlin angreifen wollten. Als sie im Raume von Brandenburg flogen, wurde Fliegeralarm gegeben. Der Luftschutzraum unter unserer Werkhalle war schon vollgestopft von Fremdarbeitern, und wir hatten nicht mehr Platz. Eigentlich ist man noch sicherer oben im Walde. Vor einer Woche hatte eine Bombe direkt in so einen Luftschutzraum durchgeschlagen und hatte

fast 500 Arbeiter und Arbeiterinnen getötet. So mußten wir im Walde Deckung suchen. Bald hörte man auch schon von ferne ein unheimliches Brummen, das immer stärker und stärker anschwoll. Viele Jäger und Turbinjäger schwirrten durch. Nach ein paar Minuten fing auch die Flak zu feuern an. Zu dem immer stärker werdenden Flakfeuer gesellte sich das Brummen der vielen Bomberformationen. Bald schoß die Flak auch ein ununterbrochenes Sperrfeuer rings um Berlin. Eine große Anzahl von Bombern hatte Berlin umflogen und näherte sich jetzt von Osten und Norden der Reichshauptstadt. Die deutschen Jäger und Kampfflugzeuge blieben auch jetzt oben, wenn die Flak schon ununterbrochen drauflos hämmerte. Die Flak schoß einen Kreis von Sperrfeuer rings um Berlin. In diesem Kreise drinnen aber griffen die Jäger und Kampfflugzeuge die Bomber auch noch an.

Schon hatten die ersten Bomberpulks, begleitet von Fernjägern, die Flaksperre erreicht. Einige stürzten getroffen vom Himmel, andere wurden schwer beschädigt. Jetzt setzte auch ein furchtbares Geknall und Getöse ein. Man meinte irrsinnig werden zu müssen. Die 1200 Bomber, die anflogen, waren in zwölf Bomberformationen aufgeteilt. Jede Formation zählte ungefähr 100 Bomber und zu ihrer Begleitung etwa die gleiche Zahl von Fernjägern. Je 100 Bomber führten Flächenbombardierungen durch. Die Bomben wurden also nicht auf einzelne Ziele abgeworfen. Wenn 100 Bomber über dem für sie markierten Ziele waren, lösten sie auf Kommando ihre Bombenlast, die dann immer ganze Quartiere in Brand und Schutt legte. Beim Lösen der Bomben begann ein unheimliches Rauschen und Zischen, das trotz dem heftigen Flakfeuer sehr gut vernehmbar war. Wie das Rauschen und Zischen begann, explodierten auch schon die ersten Luftminen. Alle drei Minuten erschien wieder eine neue Formation. Man meinte, die Erde wolle untergehen. Von dem Einschlagen der schweren Luftminen, von den Abschüssen der schweren Eisenbahnflak, von dem Aufschlagen der abstürzenden Flugzeuge, von den Explosionen bebte die Erde. Eine riesige Explosion gab's immer, wenn viermotorige Bomber mitsamt ihrer noch nicht abgeworfenen Bombenlast abgeschossen wurden. Manchmal zerschellten sie schon in der Luft. In der Nacht war dies besonders gut zu beobachten. Hie und da konnte auch ein Teil der Besatzung abspringen. Meistens kamen sie aber nicht mehr dazu. Viele wurden dann wieder an den Fallschirmen hängend von Granatsplittern zerrissen, andere fielen in Großbrände hinein und fanden in den Flammen einen grauenvollen Tod. In Entfernung von einem Kilometer schlug auch so ein vollbeladener Bomber auf. Einige von uns, die standen, wurden mehrere Meter weit weggeschleudert. Der Luftdruck war so groß, daß man meinte, ersticken zu müssen. Metallstücke schwirrten durch die Luft. Wir waren unser 120 Mann, aber bloß einer wurde getötet. Er wurde von einem Granat-

splitter durchbohrt. Wir waren alle froh, als das Krachen und Tosen nach und nach abnahm. Wir sahen auch, wie die Turbinjäger hie und da einen Viermotorigen rammten! Es kam einigemal vor, daß halbe Bomberpulks von solchen Selbstmordstaffeln fast vollständig aufgerieben wurden. Viele der besten deutschen Flieger sind auf diese Weise gefallen.

Unsere Werkhalle hatte auch ein paar leichtere Treffer erhalten, aber bloß von Brand- und Phosphorbomben, die einigen Schaden angerichtet hatten. Auch alle Scheiben waren zertrümmert. Eine andere Halle, die sich in zwei Kilometer Entfernung von uns befand, war vollständig zerstört worden. Ein 250 Meter langes und 40 Meter breites Verwaltungsgebäude brannte lichterloh. Es war von vielen Brandbomben getroffen worden. Hier mußten wir sofort löschen helfen. Es war aber viel zu wenig Löschpersonal vorhanden; denn es brannte einfach überall. Das brennende Gebäude hatte zehn Stockwerke, war also sehr hoch. Der Dachstock war schon vollständig abgebrannt. Der achte Stock brannte lichterloh, und auf den siebten griffen auch schon die Flammen über. Wir mußten jetzt im sechsten und fünften Stock das Feuer einzudämmen suchen. Von unserem Werkluftschutz wurde auf hohen Leitern Wasser auf das Gebäude hinüber gespritzt. Es war eine große Hitze, und wir konnten zuerst nichts oder wenigstens nur sehr wenig machen. Bald wurde der Befehl gegeben, daß wir einen Stock tiefer hinunter müßten. Vom Wasser, das überall von oben hinunter strömte, waren wir ganz durchnäßt. Das meiste Material in den verschiedenen Büros und den großen Zeichnungssälen ging verloren. Mir war's nicht so ernst mit dem Löschen, Menschen waren ja keine in Gefahr. Im sechsten Stockwerk konnte dann endlich das Feuer gelöscht werden; er war aber fast ganz ausgebrannt. Bis zum dritten Stockwerk hinunter war vom Wasser alles vernichtet. Wir hatten drei Stunden gearbeitet. Ein sehr großer Hunger machte sich bemerkbar; denn wir hatten seit dem Morgen nichts mehr zu essen gehabt. Gegen elf Uhr machten wir uns zum Heimmarsch bereit. Ganz Berlin war von den Bränden taghell erleuchtet. Der Himmel war gerötet. Die Riesenbrände erzeugten eine drückende Hitze. Mächtige Rauchsäulen stiegen überall auf. Hie und da erschütterte wieder eine Explosion die Erde. Die Bevölkerung suchte mit Eimerketten dem Feuer zu Leibe zu rücken. Die meisten Wasserleitungen waren ja unterbrochen. Immer genug Trockenlöschstoff war auch nicht vorhanden. Zwischen dem Lager und dem Werk war eine 2000-Kilogramm-Luftmine niedergegangen und hatte in einem Umkreise von 700 Metern alle Häuser wie Streichholzschachteln umgelegt. Die Wirkung wäre noch viel furchtbarer gewesen, aber die Luftmine schlug zwischen moderne Steinhäuserblocks. Diese haben die Wirkung stark eingedämmt. Dieser Stadteil wurde diesmal aber nicht schwer mitgenommen. Es war wohl eine riesige Zahl von Brand-, Stab-

brandbomben und Phosphorkanistern niedergegangen, aber die gefürchteten Luftminen wurden nur sehr vereinzelt abgeworfen. Überall, wo wir durchmarschierten, war man mit dem Löschen der Dachbrände beschäftigt. In den meisten Häusern, wo die Brände nur von Stabbrandbomben herrührten, gelang dies auch, früher oder später. Man durfte nur nicht den Mut verlieren und nicht nachlassen. Allerdings mußte man immer rechtzeitig mit dem Löschen beginnen und nicht erst, wenn schon das ganze Haus in hellen Flammen stand. Manchmal ist dies aber sehr schnell geschehen, denn oft schlagen ein Dutzend Bomben ins gleiche Haus. Es war am Anfang des Krieges sehr viel der Fall, daß die Leute des Hauses sich im Luftschutzkeller unten befanden, und über ihnen brannte das Haus ab. Hätte man rechtzeitig mit Löschen begonnen, so wäre das Gebäude noch zu retten gewesen. So mußte in den letzten Jahren des Krieges jedes Haus seine Brandwachen stellen.

Wir waren jetzt einen Kilometer vor unser Lager gekommen. Alle von uns dachten: Hoffentlich steht unser Lager nicht mehr. Wir hatten uns aber getäuscht; denn es waren bloß zwei Baracken vollständig niedergebrannt. Im Lager hatten mehrere Insassen schwere und leichtere Brandwunden davongetragen. Es war bald nachts zwölf Uhr, als wir im Lager angekommen waren. Der Magen knurrte unheimlich. Nach solchen Bombardementen gab's immer ein etwas reichlicheres Essen, natürlich nur wenn wir löschen geholfen hatten. So war's auch heute. Um ein Uhr legten wir uns zum Schlafe nieder, denn wir waren alle todmüde. Wir wünschten nur, daß es jetzt keinen Fliegeralarm mehr geben möchte. Um drei Uhr aber ging wieder die Sirene und schreckte uns vom Schlafe auf. Ausziehen taten wir uns nie mehr, denn man wäre sonst überhaupt nicht mehr zum Schlafen gekommen. Die Werke konnten jetzt die nächsten zwei Tage und Nächte nicht mit ihrer Produktion weiter fahren, denn zuerst mußten wir alles wieder ein wenig aufräumen und reparieren. So wurde durchschnittlich jeden Tag ein bis viermal Fliegeralarm gegeben, in der Nacht ein bis dreimal.

Wenn so ein Großangriff fertig war, setzte sich sofort alles in Bewegung, um noch zu retten, was zu retten war. Viele Kinder suchten nach ihren Eltern, und viele Eltern suchten nach ihren Kindern. Die meisten Vermißten konnten nicht mehr, oder nur noch als halbverkohlte Leichen gefunden werden. Aber ich sah nur sehr selten jemanden weinen. Da grub ein Vater, um unter den Trümmern seine Familie zu suchen. Dort suchte eine alte Frau unter den Ruinen ihres Hauses die noch brauchbaren Gegenstände heraus. Eine alte Frau sagte zu mir, sie habe ihr Leben lang für einen schönern Lebensabend gearbeitet, habe es zu einem eigenen Heim gebracht, und jetzt? Ein paar Minuten, und sie habe nichts mehr als gerade das, was sie am Leibe trage. Wie muß es ihr zu Mute gewesen sein? Eine andere Frau erzählte, daß sie

ihren zehnjährigen Buben und ihr achtjähriges Mädchen verloren habe. Zudem sei vor einer Woche der Bericht eingegangen, daß ihr Mann an der Ostfront gefallen sei. Und wie es dieser Frau ergangen ist, so ging es tausenden und abermals tausenden, die alles verloren haben.

Die Innenstadt Berlins ist so zerstört, daß sie nur durch ungeheure Arbeit wieder aufgebaut werden kann. Es reiht sich nur noch Ruine an Ruine, Schutthaufen an Schutthaufen. Jene Nacht wurden, wie ich selber sah, über hundert feindliche Flugzeuge abgeschossen. Aber noch mehr eigene Nachtjäger gingen verloren, und viele schwere Flakstellungen wurden ausgelöscht. Auch viele ganz schwere Eisenbahngeschütze haben Volltreffer erhalten. Am andern Tage brachte der Wehrmachtsbericht wieder 180 Abschüsse, mit großen Überschriften, wie zum Beispiel: Die fliegenden Särge schlugen brennend auf der Erde auf usw. Immer wieder hieß es in der Zeitung, daß immer mehr neue Todesstaffeln aufgestellt würden, die die Viermotorigen einfach rammen werden. Auch wurde immer wieder gemeldet, daß durch solche Sturmstaffeln ganze Bomberformationen für immer ausgelöscht worden seien. Das alles tat man, um das Volk ein wenig beruhigen zu können. Aber viele glaubten es auch nicht mehr. Sie glaubten überhaupt nicht mehr an den Sieg. Es gab später weitere Großangriffe, bei denen die Flugzeugmotorenwerke der Daimler-Benz zum größten Teil zerstört wurden, und so bekamen wir den Befehl, in Mosbach, im Badischen, unsere Fabrikation fortzusetzen.

Ich vernahm dann auch noch, daß die 1200 Mann, die damals von Danzig nach Warschau zum Partisaneneinsatz abtransportiert wurden, bis auf 150 Mann aufgerieben worden seien. Ich hatte also wieder Glück gehabt, daß ich nicht zu diesen gekommen, sondern schon eingeteilt war.

Die Flugzeugmotorenwerke der Daimler-Benz waren schon zum großen Teil zerstört, und täglich folgten neue heftige Angriffe. Jedesmal fielen natürlich auch viele Maschinen aus, wertvolle Maschinen, die fast nicht mehr zu ersetzen waren. Daher wurde auch beschlossen, alle Hallen zu räumen, das heißt selbstverständlich die, die noch nicht zerstört waren. Die noch vorhandenen Maschinen und das Material wurden nach Neckarelz ins Badische transportiert. Hier sollten die Flugzeugmotorenwerke unterirdisch weiter arbeiten. Auch wir mußten noch helfen, die Maschinen und das Material zu verladen. Von uns 500 Mann, die hier in Berlin im SS-Straflager waren, wurden 200 Mann gleich auch ins Badische abkommandiert. Auch ich war wieder bei denen. Also schon wieder ein Stück näher der Schweiz zu! Wir waren alle froh, von Berlin fort zu kommen. Aber auch am neuen Platze sollte uns nichts Gutes erwarten.

Zwei Tage vor dem Abtransport sahen wir noch eine große Truppenparade. Es defilierten vor Feldmarschall von Manstein, Generalfeldmarschall

von Bock und Luftmarschall Göring große Truppeneinheiten. Zuerst kamen 5000 Mann von der SS-Division Leibstandarte Adolf Hitler. Zu dieser Division wurden nur ganz überzeugte Nationalsozialisten germanischer Abstammung aufgenommen. Dann kamen verschiedene SS-Totenkopfverbände, dann Teile der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend". Es wurden in großen Mengen Panzer gezeigt, die meistens in Rußland eingesetzt waren. So der Königstiger, der auch der mächtigste aller Panzer ist, dann der Panther und der Tiger. Der Tiger ist ja sehr bekannt von den großen Panzerschlachten in Rußland. Er konnte aber gegen den meist verwendeten Russenpanzer T 34 und den „Marschall Stalin" doch nicht aufkommen. Das sah man ja auch bei der größten Ostfrontpanzerschlacht und auch der größten Panzerschlacht aller Zeiten. Dies war bei Bjelgorod-Orel, bei der die Russen dank ihres T 34 den Sieg davontrugen. Einmal ist er im russischen Morast ziemlich schneller als der Tiger, und dies macht schon viel aus. Auch hatten die Russen eine große Überlegenheit an Panzern und Sturmgeschützen, die auch alle viel einfacher und unempfindlicher gebaut waren. Auch die Stalinorgel, wie man dem Geschütz sagte, hatte einen großen Anteil an diesen wichtigen und entscheidenden Schlachten. Dieses Geschütz kann 48 Schuß miteinander losfeuern. Man muß sich diesen Granatenteppich vorstellen. Nach Beendigung der Parade fuhr Adolf Hitler im Auto vorbei. Nach kurzer Unterbrechung defilierten noch mehrere Panzer- und Infanteriedivisionen der Wehrmacht und zum Abschluß auch noch Verbände der Kriegsmarine. Jetzt sausten noch einige hundert Düsenflugzeuge über die Häuser hinweg. Auch mehrere Riesentransportflugzeuge „Wiking" waren zu sehen.

Nach zwei Tagen wurden wir nach Neckarelz ins Badische abtransportiert. Wir verließen also die Todesstadt Berlin für immer. Für uns 200 Mann und zwölf Wachtsoldaten waren bloß drei Waggons vorhanden; denn durch die großen Fliegerangriffe auf alle größern Bahnhöfe war der Wagenbestand sehr zusammengeschrumpft. Auf jedem deutschen Bahnhof stand immer mit großen Lettern geschrieben: „Räder müssen rollen für den Sieg." Der Urlauberzug fuhr zuerst über Luckenwalde nach Leipzig. Auch der Leipziger Hauptbahnhof war vollkommen zerstört. Von dort ging's nach Plauen, von dort nach Bayreuth und weiter nach Würzburg. Hier mußten wir umsteigen. Wir fuhren nach einer größeren Ortschaft, wo wir vorläufig bleiben sollten. Aber wo war die Unterkunft? Die erste Nacht mußten wir mit großem Hunger, wie die Heringe zusammengepfercht, in den Eisenbahnwaggons schlafen. Am andern Morgen hieß es, daß 120 Mann im Schulhaus einquartiert werden und die andern in einer Wirtschaft. Wir mußten also unsere Feldbetten ausladen, die wir von Berlin mitgebracht hatten. Der Lagerführer hier war nicht mehr im Range eines SS-Offiziers wie in Danzig und Berlin,

sondern es war nur ein SS-Unteroffizier, ein Hauptscharführer, aber dafür ein richtiger Schinder. Er schikanierte uns, so viel er nur immer konnte. Er war von früher her bekannt unter dem Namen „der Bluthund von Dachau". Also war er früher bei der SS-Polizei gewesen und auch Konzentrationslager-Aufseher. Er war nicht mehr ein normaler Mensch, sondern schlimmer als ein Tier. Die andern 20 Mann Wachtpersonal bestanden aus: drei Oberscharführern, zwei Unterscharführern, sechs Rottenführern, vier Sturmmännern und fünf SS-Schützen. Am Morgen mußten wir immer ein Viertel vor vier Uhr aufstehen.

Die unterirdische Riesenfabrik

Der Zug hielt etwa zwei Kilometer von einem Berge entfernt; denn der eigentliche Werkbahnhof war erst im Bauen begriffen. Kurz vor dem Berge führte eine etwa 300 Meter lange Eisenbahnbrücke über den Neckar. Mitten über die Brücke führten die Geleise der Eisenbahn. An den zwei äußern Seiten hatte man für die Werkarbeiter Gehwege gebaut. Die Brücke stand auf riesigen Betonpfeilern von etwa 28 Meter Höhe. War man darüber, so mußte man auf Stufen zirka 600 Meter hoch den Berg hinauf steigen. Unten am andern Ufer des Neckars arbeiteten ungefähr 1200 Mann aus einem Konzentrationslager. Sie mußten Wege bauen, Bahnschienen legen usw.; alles sehr anstrengende Arbeiten. Auch wurde ein Verwaltungsgebäude von riesigem Ausmaße gebaut, ebenso auch ein Güter- und Personenbahnhof. Das mußten alles die „Zebras" machen (man sagte ihnen so, weil sie alle blaugestreifte Hosen, Kittel und Mützen trugen). In 800 Meter Höhe führten zwei Stollen in den Berg hinein, ein großer und ein kleiner. Von der andern Seite des Berges führte noch eine breite Landstraße für die Lastautos durch den großen Stollen in den Berg hinein. Die Maschinen im Berge drinnen waren aber noch nicht eingerichtet, sondern standen erst zerstreut umher. Auch das elektrische Licht, die Lüftungsanlagen waren erst im Bau begriffen. Wir marschierten also durch den großen Stollen hinein, wo überall Insassen des Konzentrationslagers arbeiteten. Sie mußten mit den Preßluftbohrern Gestein wegbrechen, Löcher bohren usw. Vom Hauptstollen zweigten viele Nebenstollen ab, die im ganzen Berg herumführten. Im Berg drinnen waren diese unterirdischen Gänge und Hallen an vielen Stellen bis zu 25 Meter hoch und teilweise noch höher. Trotzdem befanden sie sich noch ungefähr 50 bis 120 Meter unter dem Boden. Überall wurde gehämmert, geschweißt,

gebohrt, geschaufelt, gepickelt und Gestein weggeführt. Das Gestein wurde auf Eisenbahnwagen geladen, hinausgeführt und den Bergabhang hinunter geschüttet. Nach meiner Schätzung arbeiteten damals noch ungefähr 4000 bis 5000 Mann im Berge drinnen, die meisten waren „Zebras" aus dem Konzentrationslager. Wir mußten also sofort beginnen, die Maschinen einzurichten und alles andere in Stand zu stellen. Die ersten paar Tage hatte es noch überall 15 bis 20 Zentimeter Wasser am Boden, das dann ausgepumpt wurde. Die Angehörigen des Konzentrationslagers hatten nichts mit den Maschinen zu tun, sondern sie mußten nur die Erdarbeiten verrichten, Stollen weiter vorbohren und sprengen, wo mancher sein Leben einbüßen mußte. Es waren Angehörige aller Nationen im Konzentrationslager, so sehr viele Franzosen und Russen, die Franzosen meistens wegen Arbeitsverweigerung, und die Russen zum größten Teil weil sie Bolschewisten waren. Weiter waren noch Holländer, Belgier, Italiener, viele Polen, Deutsche, Kroaten, Serben usw. da. Auch sie alle erhielten viel zu wenig Nahrung für diese schweren, mühsamen Arbeiten. Viele von ihnen sahen nur noch wie Skelette aus, wie ein wandelnder Tod. Sie wurden von Polizei bewacht, die sie auch schlagen durfte, so viel es ihnen beliebte. Täglich wurden viele ohnmächtig und mußten bei Schichtwechsel zurückgetragen werden. Auch waren Angehörige aller Berufe und Stände dabei, so zum Beispiel Professoren, Doktoren, Ingenieure, Ärzte, auch einige wenige Priester und hohe Beamte. Alle waren gleich bekleidet. Die Haare hatte man ihnen alle abgeschnitten. Sie wurden aber nicht etwa von den Polizeibewachungstruppen am meisten geschlagen, sondern von ihren eigenen Leuten, den sogenannten „Capos". Das waren auch Häftlinge wie alle andern, nur hatten die die Aufsicht über die andern, oder besser gesagt über eine gewisse Gruppe von Arbeitenden. Denn die Konzentrationslager-Insassen mußten immer in Gruppen von 10 bis 20 Mann arbeiten, jeder dieser Gruppen war ein „Capo" oder Vorarbeiter zugeteilt. Der war dann auch verantwortlich für das, was seine Gruppe geleistet hatte. Oder wenn einer geflüchtet war, wurde er verantwortlich gemacht. Unter diesen „Capos" hatten die Konzentrationslager-Insassen am meisten zu leiden, viel mehr als unter dem Wachtpersonal selber. Viele solcher „Capos" wollten durch ihre Grausamkeit gegenüber den andern erreichen, daß sie frühzeitiger aus dem Konzentrationslager entlassen würden.

Also, wie ich schon gesagt habe, kamen auch die Berliner Facharbeiter hieher. Die Werke waren in verschiedene Hallen eingeteilt. Ich arbeitete zum Beispiel immer in Halle elf. Diese machte die Kolbenstangen, also vom Stück rohen Eisen bis zur fertigen Motorkolbenstange. Jede Halle hatte einen Hallenleiter, dann waren die Hallen wieder in ihre verschiedenen Kostenstellen aufgeteilt. Jeder Kostenstelle stand ein Meister vor, und jeder Meister hatte

wieder ein bis zwei Vorarbeiter unter sich, jeder Vorarbeiter seine 20 bis 40 Arbeiter.

Nach einer Woche nahm die Halle elf die Arbeit auf. Unsere Halle beschäftigte ungefähr 2000 Arbeiter und Arbeiterinnen. Die 2000 Arbeiter waren aus verschiedenen Nationen zusammen gesetzt, etwa 200 deutsche Männer, 100 deutsche Frauen, 700 Franzosen, etwa 200 Russen und 400 Russinnen, und etwa 200 Tschechen und Tschechinnen, außer unsern 200 Mann. Alle Hallen zusammen beschäftigten über 6000 Personen, dazu kam noch all das Verwaltungspersonal, die Büros usw. Für die Büros hatte man im Berge drinnen extra Häuser erstellt. Sie waren aus Holz und manchmal bis 15 Meter hoch. Es sah also hier unten aus wie in einer modernen, unterirdischen Stadt. Die Straßen hatten auch ihre Namen, so hieß die größte Adolf-Hitler-Straße.

Wir waren jetzt zwei Monate hier und hatten schon viel erlebt, aber nur nichts Schönes. Einen Monat hatte ich Tagschicht gehabt und den andern Monat Nachtschicht. Ich wollte viel lieber Tagschicht, denn bei Nacht kam man doch noch ein bißchen mehr zum Schlafen als bei Tag. Da kamen wir manchmal morgens halb neun Uhr von der Nachtschicht zurück. Wir hatten alle Hunger, waren müde zum Umfallen. Dann gab der Hauptscharführer wegen einer nichtigen Kleinigkeit bekannt: Kompanie Stillstand, rechts um, im Gleichschritt marsch, marsch, und dann ging's auf einen Hügel. Der Hügel war extra ausgesucht, es hatte hier viel Nesseln und Dornen. Hier mußte man dann exerzieren, hinlegen machen, kriechen, hüpfen und roppen. Wenn einer nicht recht mitmachen wollte, war er ein armer Teufel, dann hatte er den ganzen Tag über keine Ruhe mehr. Das ging manchmal so weiter bis gegen Mittag, diejenigen, die nicht recht mitgemacht hatten, konnten dann gleich zwei bis drei Stunden weiter machen. Oder dann mußten wir wieder marschieren und singen, bei brennender Sonne oder bei Regen und Nacht. An solchen Tagen gab's dann erst mittags das Morgenessen, wenn man dem noch Essen sagen konnte; denn es war vielmehr ein „Saufraß". Dann war manchmal wieder Appell in verschiedenen Sachen, wie Schuhen, Hosen usw. Wenn's gut ging, konnte man um zwei Uhr ins Bett und um vier Uhr nachmittags wieder aufstehen, Essen fassen und ins Werk ausrücken. Jeden Morgen mußte man, wenn wir vom Werk heim kamen, den Schlafsaal reinigen und alles sauber wischen, die Gänge und den Hof in Ordnung bringen. Dann war erst Stubenabnahme, war nicht alles tadellos in Ordnung, so konnte man gleich neu beginnen. Es kam immer drauf an, was für ein Unterführer Dienst hatte. War er ein Mensch, so war er auch mit dem Gemachten zufrieden und gönnte einem von Herzen gerne ein wenig Schlaf. War er aber ein verrückter Schinder, so jagte er einem wieder aus

den Betten, stellte ein paar Schränke auf den Kopf, schüttete Wasser auf den Boden, und neu konnte man beginnen. So ging's immer Tag für Tag. Einen Tag war's wieder etwas besser, am andern aber wieder umso schlimmer. Die Unterscharführer aber wollten immer mit uns aufschneiden, so zum Beispiel, wenn wir irgendwohin marschierten, beim Marsch ins Werk und im Werk. Wir mußten rassige Marschlieder singen, genau auf Vordermann marschieren, 80 Zentimeter Abstand halten. Machte einer das nicht, so wurde es ihm nachher beigebracht. Wenn wir irgendwo durchmarschierten, kamen immer viele Leute an die Fenster, aber sie konnten nicht wissen, wie man uns behandelte, und wie es uns allen zu Mute war. Wir konnten uns ein normales Leben gar nicht mehr vorstellen.

Die Explosion

Eines Nachts, als alles im Werk auf Hochtouren lief, gab's plötzlich eine fürchterliche Explosion; das Licht löschte aus; die Maschinen standen still. Es war nachts ein Uhr, und wir wußten zuerst gar nicht, was eigentlich los war. Es quoll dichter Rauch zu uns hinüber. Man war auf so etwas nicht gefaßt gewesen und hatte so auch nicht das nötige Material zur Erzeugung von Licht da. Es war stockfinster, und der Rauch wurde immer dichter und dichter. Weitere hundert Meter vorne brannte ein Büroholzhaus. Es gab aber bei uns hinten keine Helligkeit mehr, so dicht war der Rauch schon. Die Zivilisten eilten durch die Stollen hinaus, dem Hauptausgange zu. Natürlich war es bei diesem Rauche fast unmöglich, den richtigen Weg zu finden; denn wir befanden uns doch 20 Minuten tief im Berge drinnen. Es ging ein fürchterliches Geschrei los, gar von den Frauen, die meinten, ersticken zu müssen. Der Lautsprecher mahnte immer wieder zur Ruhe und Ordnung und mahnte, daß man sofort ein nasses Tuch vor Mund und Nase halten solle. Für uns war es ja nicht schlimm, wir setzten jetzt einfach die Gasmaske auf, die wir immer bei uns hatten. Der Rauch wurde immer dichter und dichter; man sah nicht einmal mehr zwei Meter weit. Plötzlich gab's nochmals eine noch fürchterlichere Erschütterung. Jetzt brach auch eine Panik aus; alles wollte den Ausgang erreichen. Wir spürten ja nichts vom Rauch, und so warteten wir am Arbeitsplatz noch einige Zeit. Durch die Gänge und Stollen drängten sich dichte Menschenmassen, alles durcheinander, auch die Insassen des Konzentrationslagers, denn die arbeiteten immer noch im Berge, um die Stollen weiter vorzutreiben, allerdings nur noch etwa 800 Mann. Überall

in den Gängen sah ich Bewußtlose liegen. Das größte Gedränge hatte etwas aufgehört, als auch ich den Ausgang zu suchen begann. Der Rauch war aber immer noch gleich dicht. Jetzt ging ich durch einen Seitenstollen, aber ich konnte nicht mehr weiter, denn der Rohölkessel brannte da, wo der Nebenstollen in einen Hauptstollen einmündete. So blieb mir nichts anderes übrig, als wieder kehrt zu machen. Ich kam wieder auf den alten Platz zurück und lief in den andern Stollen hinein. Auf dem Boden lagen überall Menschen, die umgetreten worden waren, oder Bewußtlose. Zweimal bin ich auch gestürzt, denn der Rauch war so dicht, daß man die auf dem Boden Liegenden nicht sehen konnte. Ohne Gasmaske konnte man es unmöglich mehr aushalten. Ich mochte schon gegen 15 Minuten umhergelaufen sein; aber den Ausgang konnte ich nirgends finden, trotzdem ich schon Wochen hier drinnen arbeitete. Auch keiner von unsern Leuten war zu sehen. Ich lief immer weiter. Plötzlich tauchte vor mir ein Polizist auf, und es folgten noch etwa 20 Mann. Alle hatten auch Gasmasken an und waren mit Feuerlöschgeräten schwer beladen. Ich lief hinter ihnen her. Sie gingen zu dem brennenden Öltank, der eine riesige Hitze verbreitete. Man spritzte Pulver hinein und sofort wurden die Flammen kleiner und kleiner. Jetzt sah ich auch, was eigentlich geschehen war. Ein Hochofen, ein sogenannter Härteofen, war explodiert. Als dieser platzte, steckte er einen Öltank nebenan in Flammen. Es lagen über ein Dutzend Menschen umher, halb zerstückelt, verbrannt und verblutet. Hände, Beine, einigen sogar war der Kopf abgerissen worden. Auf der andern Seite des Berges hatte man jetzt den Luftschacht geöffnet, der durch einen 85 Meter langen, senkrechten Tunnel nach oben führte. Es war auch höchste Zeit, daß der Rauch wenigstens ein wenig abzuziehen begann. Nach fast zwei Stunden konnte mit dem Hinaustragen der Bewußtlosen begonnen werden. Zu diesem Zwecke wurden Tragbahren zur Verfügung gestellt, denn ungefähr 300 Personen mußten hinausbefördert werden. Sie wurden im Bahnhof unten in einen Zug geladen, und in ein Spital eingeliefert. Wie ich hörte, waren 25 Personen erstickt, also viel weniger, als man zuerst befürchtet hatte. Die gesamten Todesopfer beliefen sich aber doch auf über 45 Personen, denn bei der Explosion waren auch 22 ums Leben gekommen. Um halb sechs Uhr morgens hieß es, daß wir uns zum Rückmarsch ins Lager bereit machen müßten. Es wurde abgezählt und es fehlten von unsern 200 vier Mann. Zwei waren tot, und zwei weitere hatten schwere Rauchvergiftungen. Aber wie sahen wir alle aus? Schwarz wie die Neger! Das Beste war's jetzt noch, daß es in Strömen regnete und wir beim Rückmarsch pudelnaß wurden.

Ja, so war's im SS-Straflager. Nichts als Elend, Hunger, Sorgen, Heimweh nach der Freiheit und nach daheim, Kummer und Schmerz. Manch-

mal meinte man einfach, es nicht mehr aushalten zu können, aber man mußte es einfach aushalten können, sonst war man verloren.

An wunderschönen Sommertagen ging's schon am Morgen in den Berg hinein. O, wie haßte ich diese unterirdische Hölle. Den ganzen Tag sah man nichts von der Schönheit der Natur; kein Sonnenstrahl drang zu uns herein. Nichts als der eintönige Takt der Maschinen. Kein Gesang der Vögel, kein Duft der Blumen erreichte uns monatelang. Am Abend, wenn wir aus dem Werk kamen, sahen wir gerade noch die letzten Sonnenstrahlen den Neckar beleuchten. Unten tummelten sich Badelustige, freuten sich am Leben! Aber wir? Nichts hatten wir, aber auch gar nichts! Nur Arbeit, Hunger, keine Ruhe.

Bergeinsturz

Die Arbeit im Werk ging immer im gleichen, unaufhaltsamen Tempo weiter. Aber schon merkte man, daß die Rohstoffe knapper und knapper wurden, oder auch, daß ein großer Teil der Eisenbahnlinien unterbrochen oder schwer beschädigt sein mußten. Eines Tags gab's ein neues, großes Unglück im Werk. Gegen halb drei Uhr hörten wir plötzlich ein dumpfes Getöse; man meinte, der ganze Berg wolle in sich zusammenbrechen. Zwei Stollen neben dem unsrigen waren eingestürzt. Beide waren fast 20 Meter hoch. Das Gestein an der Decke löste sich, und eine vier Meter dicke Schicht stürzte herunter und begrub unter sich die Arbeiter, Arbeiterinnen und Maschinen. Es war ein schreckliches Bild. Die schwersten Maschinen waren wie Streichholzschachteln zerdrückt worden. Die Verwundeten stöhnten zwischen den Trümmern. In beiden Stollen hatten zusammen 130 Personen gearbeitet, 80 Arbeiter und 50 Arbeiterinnen. 30 waren wie ein Wunder ohne Verletzungen davon gekommen. 40 waren zwischen den Steinen und Maschinen eingeklemmt worden und litten entsetzliche Schmerzen. Fast 30 konnte man noch lebend herausgraben, die andern 20 verbluteten und starben, bevor sie befreit waren. Die einen hatten die Beine wie ein Maßstab platt gedrückt. Es war ein grausiger Anblick. Das Schlimmste folgte aber erst jetzt; es mußten noch die 50 andern Personen ausgegraben werden, die tot unter dem Gestein lagen. Zu dieser Arbeit wurden dann auch wir kommandiert, weil es niemand anders machen konnte; es ekelte allen. Wir mußten einen ganzen Tag lang mit Pickel und Schaufel die Trümmer wegräumen, und plötzlich kam wieder jemand zum Vorschein. Manchmal Kopf und Brust platt gedrückt und zerschmettert. Manche kamen nur noch als blutige Fleisch-

klumpen zum Vorschein. Da lag ein Kopf, dort ein Bein, wieder wo anders eine Hand. Sie wurden alle auf einen Lastwagen geladen, um nachher in Särge gelegt zu werden. Wir konnten aber nur 32 hervorbringen, die andern waren zu tief unter dem Gestein. Oder es war überhaupt nichts mehr zu finden als einzelne Stücke blutiges Fleisch. Dieses Unglück hatte aber für die Nazis nicht gar viel zu sagen; die Arbeit ging wie gewohnt weiter. Wir alle waren froh, als wir mit dieser schaurigen Arbeit fertig waren. Ich mußte zum Glück nur die ersten eineinhalb Tage helfen, andere von uns, die noch am sechsten Tage suchen und graben mußten, bekamen schon den Verwesungsgeruch zu spüren. Denn hier drinnen, bei dieser sehr schlechten, drückenden Luft, ging's mit der Verwesung sehr rasch. Am sechsten Tage stellte man die Sucharbeiten ein, sperrte die zwei Stollen ab und ließ die Trümmer liegen. Es waren aber immer noch zwölf Personen nicht zum Vorschein gekommen. Man bespritzte dann alles mit einer Flüssigkeit, die den Verwesungsgeruch etwas dämpfte. Die Maschinen für diese zwei Stollen wurden nebenan wieder frisch herangebracht, und wieder ging die Arbeit weiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Mit einem dumpfen Gefühle marschierten wir von nun an immer in den Berg hinein. Noch mehreremal ließ der Berg dieses unheimliche Rauschen ertönen, aber es kamen jedesmal nur mehr einzelne, zentnerschwere Klötze herunter, die aber doch manchen töteten. Aber man machte sich aus all dem nichts, wenn sie nur ihre verlangte Zahl von Flugzeugmotoren abliefern konnten.

Mitte November, als es schon Schnee hatte, konnten wir die Zelte endlich räumen, um ins neue Lager, einen Kilometer nebenan, einzuziehen. Konzentrationslager-Insassen hatten es unter Leitung von Fachleuten erstellen müssen. Wir waren froh, denn die letzte Zeit in den Zelten war etwas Furchtbares. Kalt, fast nicht mehr zum Aushalten. Die Ältern von uns starben wie Fliegen weg. Jeden Morgen standen einige nicht mehr auf.

Am andern Tage hielt uns der neue Lagerführer, ein Untersturmführer, aber ein richtiger Teufel in Menschengestalt, eine Rede. Er erklärte uns, daß er sehr hart sei, und jeder, der sich seinem Willen nicht fügen werde, müsse und werde zerbrechen. Er führte weiter aus, daß wir uns gut halten sollen, dann könnten wir bald an die Front gehen.

Winter 1944/45

Es rückte der Winter heran, ein schrecklicher Winter für uns, den wir alle sicher unser Leben lang nie mehr vergessen werden. Ich wartete jetzt wieder auf einen günstigen Augenblick, um nochmals fliehen zu können. Eines Abends, als wir aus dem Werk kamen, schien die Gelegenheit günstig. Es lag dichter Nebel. Da war's auch nicht so schwer, aus der Marschkolonne auszutreten. Aber doch machte es einige Schwierigkeiten, denn der Hintermann war verpflichtet, immer auf seinen Vordermann aufzupassen. Ging er ab, so war auch er schuldig. Es gelang mir aber doch. Ich lief dann einen Weg entlang, weiter und weiter, immer vom Schrecken getrieben, daß ich verfolgt werde. Eine Stunde lang lief ich durch den Wald; es war stockfinster, schneite, begann aber bald in Strömen zu regnen. Es mochte elf Uhr sein, als ich plötzlich ganz in der Nähe eine Glocke schlagen hörte. Ich befand mich also in der Nähe eines Ortes. Ich begab mich vorsichtig ins Dorf hinein. Alles war wie ausgestorben. Ich suchte nach einem Hause, wo noch Licht brannte. Erst nach langem Suchen fand ich am Rande des Dorfes noch ein solches. Ich hatte Hunger, war müde von der strengen Tagesarbeit. Ich klopfte an die Türe. Eine Frau kam und öffnete. Sie erschrak aber heftig, als sie mich erblickte. Ich sah sicher nicht schön aus, denn der Regen hatte mich vollkommen durchnäßt. Sie hieß mich eintreten und ich erzählte ihr mein Anliegen. Sie trocknete mir den Mantel und kochte mir einen Milchkaffee. O, wie glücklich war ich, wieder einmal einen Milchkaffee, richtiges gutes Brot essen zu können. Allen Glauben an gute Menschen hatte ich verloren. Ich hatte einfach keinen Mut mehr. Ich sah im Geiste schon wieder, wie man mich ins Lager zurückbringen würde. Nie, um keinen Preis wollte ich mehr zurück, lieber erschossen werden. Aber es sollte wieder anders kommen. Ich konnte aber auch gar nicht heil durchkommen; denn mir fehlte der Mut. Ich kann's nicht beschreiben, wie wir alle moralisch zugrunde gerichtet waren. Sie verstanden es, einem im Straflager alles hoffnungslos, die Menschen stur wie die Panzer zu machen. Es sind nicht umsonst mehrere auf dem Arbeitsweg über die Brücke zum Werkeingang in die Fluten des Neckars gesprungen. Sie hatten dies Leben satt; sie konnten es einfach nicht mehr aushalten, und haben so ein Ende gemacht. Man hat sie zur Verzweiflung getrieben; nicht durch Schlagen oder so was richtete man uns zugrunde, aber mit andern Mitteln, die man nicht beschreiben kann. Gegen zwölf Uhr waren meine Sachen wieder trocken. Draußen regnete es noch in Strömen, aber ich mußte weiter. Wir fühlten uns ja alle im Straflager nicht mehr wie auf der richtigen Welt, und so haben mir die paar Minuten bei diesen guten Leuten sehr wohl getan. Monatelang hatten wir keine

Freude, keine Abwechslung, kein gutes Wort, nur Hunger, Kälte, Müdigkeit, Heimweh nach der Freiheit. Ich lief die ganze Nacht durch und hatte eigentlich kein richtiges Ziel vor. Wohin sollte ich auch? Überall die Gestapo, Polizei, Feldpolizei usw. Bis zur Schweizergrenze noch 220 Kilometer, bis nach Frankreich 120 Kilometer. So wurde ich gegen Mittag wieder verhaftet. Ein Posten holte mich zurück ins Lager, wo ich mehrere Tage in der Kälte Dunkelarrest absitzen mußte.

Später mußte ich wieder täglich ins Werk arbeiten gehn. Weihnachten rückte immer näher und näher. Am Weihnachtstag mußten wir nicht arbeiten, aber es war den ganzen Tag über Fliegeralarm. Schon morgens begannen die Amerikaner mit ihren Luftflotten durchzuziehen. Viermotorige, fliegende Festungen, Moskitos, Thounderbolts, Jagdbomber, Fernjäger und Aufklärer, alles war dabei. Sie zogen am blauen Himmel dahin wie riesige Schwärme von Ungeheuern. Die großen Luftarmaden wurden fast ständig angegriffen. Die Turbinjäger stürzten sich auf die Viermotorigen, so daß hie und da einer abstürzte. Die abstürzenden Jäger und Bomber schlugen krachend auf der Erde auf. Der größte Teil dieser Luftformationen aber konnte seinen Weg fortsetzen.

Wir hatten mitten im Lager drinnen einen kleinen Tannenbaum aufgestellt. Nachts elf Uhr, als der Fliegeralarm beendet war, marschierten alle Kompanien zu dem kleinen Tannenbaume hin, stellten sich auf und wir sangen alle zusammen das „Stille Nacht". Ich kann nur sagen, daß uns allen dieses Lied noch nie so zu Herzen gegangen war, wie an dieser Kriegsweihnacht im SS-Straflager 1944. Von ferne hörte man das Donnern der Kanonen, sah das Aufblitzen der Abschußstellen der Granaten. Viele hatten Tränen in den Augen, dachten an zu Hause, heim! Der eine nach Norwegen, der andere nach Finnland! O, wie schön müßte es doch sein, im Frieden Weihnachten feiern zu können!

„Jabos"

Über Neujahr ging der Betrieb im Werk mit der alten Schnelligkeit weiter. Eines Sonntagsnachmittags, als wir ausnahmsweise einmal nicht im Werk waren, wurde gegen vier Uhr Fliegeralarm gegeben. Schon jagten einige Jagdbomber über die Dächer unserer Baracken dahin. Wir sprangen hinaus, um zu sehen, was denn eigentlich los sei. Da krachte es auch schon, und ein Teil der Wachtzugsbaracke flog in die Luft. Der andere Teil brannte lichterloh. Noch einmal brausten einige Jagdbomber daher und warfen noch

ein paar Brandbomben auf die Wachtzugsbaracke. Jetzt feuerten aber die paar schweren MG, die im Lager drinnen gegen Tiefffliegerangriffe aufgestellt waren. Man schoß was nur die Rohre hergaben. Noch einmal setzte ein Jagdbomber zum Sturzfluge an. Jeden Augenblick mußten wir damit rechnen, daß auch Bomben auf unsere Baracke fallen werden. Wie ein Ungeheuer schoß er blitzartig auf uns hernieder, die Bordwaffen feuerten ununterbrochen. Schon drehte er sich wieder nach oben! Einige Bordwaffeneinschläge setzten auch noch unsere und drei andere Baracken in Brand. Aber er schoß zu tief herunter. Das schwere MG erwischte ihn, als er gerade wieder nach oben abdrehen wollte. Er rannte mit fürchterlicher Geschwindigkeit 100 Meter von unserer Baracke entfernt in den Boden und zerschellte. Dies alles geschah in ein paar Sekunden. Die Wachtzugsbaracke war schon zur Hälfte niedergebrannt. Acht Mann vom Wachtpersonal verbrannten. Leider hatte es nicht die richtigen erwischt, sondern gerade die Besten. Wir alle staunten nur, wie die Engländer es gerade wissen konnten, daß dies die Wachtzugsbaracke war. Unter den Trümmern des Jagdbombers fand man zwei englische Flieger, die aber ganz zerrissen waren. Man begrub sie. Unsere und die drei andern Baracken konnten nachher bald gelöscht werden, sie hatten keinen großen Schaden erlitten. Allerdings wurden auch von uns vier Mann von den Bordwaffen getroffen. Zwei tödlich, einer hatte einen Lungenschuß und der andere einen Beinschuß. Nach einer halben Stunde war auch die Wachtbaracke gelöscht; aber nichts mehr als ein wüster Trümmerhaufen war übrig. Niemand von uns hatte nämlich fleißig beim Löschen geholfen, denn alle waren froh, wenn die Akten und Gerichtspapiere verbrannten. Acht halb verkohlte Leichen mußten herausgesucht werden. Alles war so schnell gegangen, daß sie nicht einmal mehr Zeit fanden, die Baracke zu verlassen.

Etwa eine Woche nach diesem Zwischenfall geschah Folgendes: Es war eines Abends, als wir wieder zufällig das Werk eher verlassen konnten. Wir marschierten wie immer den Berg hinunter der Brücke zu. Beim Eingang zur Brücke wurde immer marsch, marsch, kommandiert. Wir gingen also im Laufschritt über die sehr hohe und lange Brücke. Als wir 150 Meter zurückgelegt hatten, stürzten aus der Wolkendecke acht Jäger auf die Brücke zu. Das kam alles ohne Fliegeralarm. Wir alle waren nicht gefaßt auf eine solche Überraschung. Wir waren unserer 110 Mann in Marschkolonne, hatten ja Uniformen an, Gasmasken umgehängt usw. Da dachten auf jeden Fall die Amerikaner, Truppen unter sich zu haben und stürzten so herunter. Wir ließen uns sofort auf der Brücke zu Boden fallen. Jede Sekunde erwartete ich das Aufschlagen einer Bombe, aber bloß zwei krepierten im Neckar unten. Die Bordwaffeneinschläge hingegen rissen rings um einen herum das Hartholz auf. Ich preßte den Kopf auf den Boden. Die Sekunden wurden

zu Minuten; jede Sekunde konnte auch ich getroffen werden. Neben mir stöhnten einige auf, sie waren getroffen. Jetzt dachte ich, es seien alle durchgerast, schaute auf, aber schon wieder stürzte einer herunter. Man sollte meinen, er wolle uns zu Boden rennen. Ich sah durch die Glaskuppe ganz deutlich das verzerrte Gesicht des Piloten, der losfeuerte, was nur die Rohre hergaben. Wenige Meter über der Brücke fing er das Flugzeug wieder auf und stieg in die Höhe. Jetzt dachte ich, daß der Spuk endlich vorüber sei, stand blitzschnell auf und rannte weiter. Kaum war ich 30 Meter gesprungen, sah ich, wie die Jäger schon wieder zum Sturzfluge ansetzten. Ich ließ mich fallen und krampfte mich an das Brückengeländer. Der erste Jäger kam mit einem fürchterlichen Getöse herunter, jagte wieder feuernd über die Brücke hinweg. Der zweite, der dritte, der vierte, so zählte ich. Noch immer war ich heil! Der fünfte, der sechste, schon wieder schrie einer auf. Ich schaute hin, Blut quoll ihm vom Kopfe; aber man konnte sich nicht eines andern annehmen. Der siebte, der achte! Mit einem Ruck war ich auf und lief vorwärts. Noch ein paar Meter und ich hatte das Ende der Brücke erreicht. Überall hatten die Bordwaffeneinschläge Löcher aufgerissen. Wieder jagte einer daher, und einer von uns stürzte getroffen ins Wasser. Neben der Brücke war ein kleiner Wald; ich lief hinein, weiter, weiter, nicht mehr zurück schauend! Jetzt stürzte ein Jäger getroffen vom Himmel. Ich legte mich auf den Boden und schaute gegen den Himmel, den ununterbrochen angreifenden Jägern zu. Jetzt zogen sie plötzlich ab. Ich lief zu der Brücke zurück. Man hieß uns die Getroffenen von der Brücke holen. Man mußte richtig über die Brücke klettern, denn sie war voll von Rissen und Löchern. Wir trugen neun Schwerverletzte und sieben Tote zusammen. Außerdem waren noch vier Mann leicht verletzt, drei Mann fehlten, waren also auch tot und in den Neckar gefallen. Ich hatte anfangs mit viel mehr Toten gerechnet. — Aber trotz diesem Zwischenfall ging die Arbeit am andern Morgen wie gewohnt weiter.

Im Lager herrschten immer verschiedene ansteckende Krankheiten. So Flecktyphus, Malaria, Ruhr, Angina usw. Ich hatte aber immer Glück, trotzdem mich auch die Malaria erwischte. Den Keim dazu muß ich mir wahrscheinlich in Polen geholt haben. Auch die Front rückte fast täglich näher. In unserem Lager war den ganzen Tag über Tiefflliegergefahr. Ins Werk ausgerückt wurde jetzt nicht mehr. Alle Arbeiten im Werk waren eingestellt. Den ganzen Tag flogen die „Jabos" ihre Sturz- und Angriffsflüge auf die Außenanlagen des Werkes. Die großen Verbindungsstraßen zum Werk klafften von Bombentrichtern; der Bahnhof war zerstört; die Brücke schwer beschädigt; die Anlage, die das Werk mit Strom versorgte, war gesprengt. Wir verblieben jetzt im Lager, machten Ausmärsche, Ausbildung usw. Man

wollte uns jetzt für den nahen Fronteinsatz wieder ausbilden. Überall mußten auch Panzerhindernisse aufgestellt, Stellungen gebaut werden. Wir bekamen wieder mehr zu essen; man wollte das Verbrechen an uns wieder gut machen, denn alle wurden dringend benötigt. Wir bekamen wieder Waffen, allerdings anfangs nur mit Platzpatronen. Wir mußten uns üben im Handgranatenwerfen, die Panzerfaust wurde erklärt usw. Es wurden uns Mittel verabreicht, daß man wieder zu Kraft und Mut kam. Die SS-Offiziere hielten patriotische Ansprachen; Kameradschaftsfeiern wurden abgehalten.

Die Lügenpropaganda

Sie erklärten uns, der Feind müsse und werde aufgehalten werden. Der Führer wisse schon, was er mache, der Herrgott werde ihm schon beistehen. Der Herrgott werde es sicher nicht zulassen, daß das deutsche Volk vernichtet werde. Eine Jugend mit einer solch fanatischen Vaterlandsliebe könne unmöglich geschlagen werden. Es werde plötzlich eine Wendung der Dinge eintreten. Es ständen schon zwei große, modernst ausgerüstete Offensivarmeen bereit. Sie werden Rußland zerschmettern, mit den Engländern und Amerikanern sei noch zu verhandeln. Aber niemals werde das deutsche Volk kapitulieren, niemals, niemals, daran sei nicht zu denken.

Von den großen Durchbruchsschlachten bei Aachen-Stolberg-Eupen wurde berichtet, daß die Verluste der Alliierten ins Ungeheuerliche anwachsen. Täglich würden riesige Mengen von schwerem Kriegsmaterial vernichtet, Panzer, Sturmgeschütze, Kanonen. Es wurde berichtet von den außerordentlich schweren Verlusten der Kanadier und Neuseeländer. Die besten Truppen der Alliierten würden jetzt zerschlagen werden. Die deutschen Truppen der Wehrmacht und SS kämpfen mit unvergleichlichem Fanatismus und Tapferkeit. Einmal müßten die feindlichen Anstürme trotz ungeheurem Material- und Menscheneinsatz zerschlagen sein. Im Kurland kämen die Bolschewisten trotz noch nie dagewesenem Kräfteeinsatz nur sehr langsam vorwärts. Auch sie seien bald zerschlagen und abgeschwächt. So schrieb man, um das Volk ruhig zu behalten. Vom Seekrieg berichtete man, daß die U-Boote wieder mit neuen Waffen ausgerüstet würden, daß bald wieder täglich Tausende von Tonnen feindlichen Schiffsmaterials, Kanonen, Flugzeuge, Panzer usw. auf den Meeresgrund geschickt würden; man müßte nur noch ein paar Wochen so aushalten. Der Feind werde dann sein Kriegsmaterial nicht mehr über die Meere befördern können, dies werde auch sein Untergang sein. Dann wurde wieder berichtet, die Kanadier, Neuseeländer und amerikanische Truppen-

teile begännen wegen der ungeheuerlichen Verluste zu meutern und wollten nicht mehr weiter kämpfen, da und dort sei ein amerikanischer Truppenteil übergelaufen. Jetzt wurde wieder die V 2 hervorgehoben, und daß die fürchterlichen Schäden, die sie anrichte, bald nicht mehr tragbar sein werden. Die V 3 stehe vor dem Einsatze und werde noch viel schrecklicher sein. Auch New York werde nicht davon verschont bleiben. Es wurde also dem Volke immer und immer wieder Hoffnungen auf einen baldigen Sieg gemacht. Der Kampf sei keineswegs aussichtslos, sondern der Sieg sei nahe wie noch nie. So wurde in der letzten Zeit geschrieben. Bald werde die Sonne des Sieges am Himmel erstrahlen, und das deutsche Volk werde, stolz auf seine Helden, mit dem Neuaufbau seiner zerstörten Städte beginnen.

Es wurden immer wieder Chancen erwähnt, die überhaupt nie bestanden und nicht zu bestehen möglich waren. Man hatte ja auch immer geschrieben, daß die Invasion nie gelingen werde. Aber über das suchte man das deutsche Volk wieder hinweg zu trösten. Man sagte, es sei viel Verrat verübt worden, sonst wäre es nie soweit gekommen. Viel sei auch dem 20. Juli zuzuschreiben, als das Attentat auf den Führer versucht wurde.

Über diesen 20. Juli will ich auch noch schnell etwas schreiben. Ich befand mich damals gerade in Berlin. Zuerst vernahmen wir, Hitler sei ermordet worden; dann wurde es aber wieder dementiert. Starke Einheiten der SS und Wehrmacht marschierten durch die Straßen. Wir wußten gar nicht, was denn eigentlich los sei. Bald wurde aber gemeldet, daß der Aufstand einiger Generäle und ihrer Einheiten niedergeschlagen sei. Die Verräter seien verhaftet, und zum Teil hätten sie Selbstmord begangen. Es hätten aber immer noch alle Offiziere nur auf die Befehle Himmlers selbst zu hören, denn es würden noch von verräterischen Generälen falsche Befehle erteilt. Wenn einer angetroffen werde, der sich den Anordnungen des Reichsführers widersetzte, solle man ihn unverzüglich niederschießen. Diese Generäle hätten beabsichtigt, die Front im Osten, also gegen Rußland zum Einsturze zu bringen. Darum sei auch der momentane Rückzug zu erklären. Ein entscheidender Erfolg sei ihnen aber nicht gelungen, denn die Fronten halten den feindlichen Anstürmen stand. Ein paar Tage nachher wurde auch gemeldet, diese verräterischen Generäle hätten den Tod verdient. Der Tod durch Erschießen sei aber viel zu gut für sie. Eine solche unverschämte Frechheit sei dem deutschen Volke noch nie passiert und werde ihm auch nie mehr passieren. Die Generäle sollen gehängt werden, und dies an Fleischhaken. Hiezu habe Himmler schon den Befehl erteilt. Auch sei der Führer nur leicht verletzt, ein paar Generäle getötet, andere verletzt worden.

Die Front naht

Den ganzen Tag über löste sich nun eine Tiefffliegergruppe nach der andern ab. Von ferne hörte man das Dröhnen der Kanonen und das Krachen der Granaten. Manchmal hörte man sogar leichte Geschütze schießen, also konnte es nicht mehr weit weg sein. Morgen früh mußten wir das Lager verlassen, und erst abends beim Hereinbrechen der Dunkelheit konnte wieder ins Lager zurück marschiert werden. Mittags konnte man nur schnell das Essen fassen gehen, aber immer nur eine Kompanie nach der andern. Man konnte nicht einmal mehr ruhig essen, denn ständig jagten die Jäger über die Landschaft dahin. Im Lager drinnen mußte alles im Laufschritt gemacht werden. So lief man manchmal nur über den Lagerplatz, und schon stürzte ein Jäger herunter, und schnell mußte man sich zu Boden fallen lassen. Die Tiefflieger wurden wieder abgelöst von schweren und leichten Bombern, die aber immer ziemlich hoch flogen. Über dem Werk lösten sie die Bombenlast. Der Luftdruck war manchmal bei uns noch so groß, daß die Baracken wankten. Auf einem Berge, wo man auf das Werkgelände hinunter sah, betrachteten wir einigemal die angreifenden Jagdbomber. Sie führten täglich Hunderte von Sturzflügen auf die große Eisenbahnbrücke und auf den Werkeingang durch. Alles war nur noch ein wüstes Durcheinander. Hie und da wurde ja auch einer heruntergeholt, denn die Vierlingsflak war sehr tüchtig. Viele der schweren Flakstellungen aber waren schon ausgeschaltet worden. Den ganzen Tag über hatten wir jetzt Geländedienst. Auch wollte man, daß wir wieder schnell zu Kräften kämen, und zu diesem Zwecke verabreichten sie uns immer noch Pillen und machten Einspritzungen. Diese mußten aber eine radikale Wirkung gehabt haben, denn einige starben daran. Den meisten aber gaben sie wieder Kraft und Mut.

Wir sahen, daß täglich der Tag näher rückte, wo wir das Lager verlassen konnten. In der Nacht zogen auf den Nebenstraßen ununterbrochene Ströme von Flüchtlingen und Ausgebombten gegen das Innere des Reiches. Nachts auch fanden immer die Truppenverschiebungen statt. Ununterbrochen rasselten dann auf den Hauptstraßen Panzer, Sturmgeschütze, Lastkraftwagen und sonstige Kettenfahrzeuge der Front entgegen. Der Kanonendonner schwoll immer mehr und mehr an. Über Nacht mußte jetzt unsere Lagerküche immer noch durchziehende Truppeneinheiten verpflegen. Nach ein paar Tagen wurde dann der Befehl gegeben, alles fertig zu machen zum Abmarsch. Der Befehl wurde nachmittags sechs Uhr gegeben, und beim Hereinbrechen der Dunkelheit sollte man schon mit allem fertig sein. Wir waren noch unserer 800 Mann im Lager. Alle erhielten neue Bekleidung von Kopf bis Fuß. Schuhe, Keilhose, Rock, Braunhemden usw. Es waren nur gegen 350 Gewehre im

Lager vorhanden, und so hieß es, daß wir nach Nürnberg marschieren müßten, um dort die fertige Ausrüstung zu fassen. Dort sollten wir noch mit MG, Panzerfäusten, Maschinenpistolen, Gewehren, Handgranaten, und Tarnanzügen ausgerüstet werden. Jeder erhielt noch einen neuen Feldrucksack und eine neue Gasmaske. Die andern Sachen mußten zurückgelassen werden. Es war ein Rennen und Durcheinander und Hasten im Lager, das nicht mehr zu beschreiben ist. Die Tiefflieger jagten fast ununterbrochen über uns hinweg, und ich schaue es heute noch als fast ein Wunder an, daß sie keine Bomben fallen ließen, sondern nur hier und dort mit den Bordwaffen sprachen. Es kann dies der Grund sein, daß sie es nicht mit Bomben belegten, weil sie es schon für ihre Truppenunterbringung eingerechnet hatten.

Auf den Straßen strömten immer noch ununterbrochen Flüchtlinge daher, aber nur in der Nacht. Rotkreuzwagen in endlosen Kolonnen passierten nachts die Straßen, alle vollbeladen mit Verwundeten. Beim Hereinbrechen der Dunkelheit wurde dann bekannt gegeben, daß alle Kompanien in Marschordnung anzutreten hätten. Dies war rasch getan! Wir hatten alle sehr schwer gepackt. Der Lagerführer hielt noch eine Ansprache, und es wurde zum Aufbruche geblasen. Wir marschierten auf die Hauptstraße. Die Amerikaner trommelten mit ihren Artilleriemassen wie wütend drauflos. In der Ferne sah man sie ganze Feuerwände schießen, sich langsam vorschiebend. Die stärksten Stellungen und Festungen des Westwalls schossen sie in Trümmer, und darauf griffen sofort die Panzer und Sturmgeschütze von Infanterie begleitet an. Außerdem legten die Bomber noch ganze Granatendecken auf das zu erobernde Gebiet. So können sie an vielen Stellen ohne schwere Menschenverluste die größten Hindernisse überwinden und sich in deren Besitz setzen. Deutsche Flugzeuge waren nur noch vereinzelt am Himmel zu erblicken. Flugzeuge und Panzer waren noch in großen Mengen vorhanden, aber überall fehlte das Benzin, und ohne Benzin helfen auch die größten Panzerbereitstellungen nichts.

In Nachtmärschen nach Nürnberg

Bald marschierten wir durch ein kleines Städtchen, zum letztenmal. Bei allen Häusern gingen die Türen und Fenster auf, und die Bevölkerung rief uns „Adieu" und „Auf Wiedersehn" zu. Wir alle waren froh; denn wir wußten, es kann nicht mehr lange gehen, und wir sind wieder ganz frei, frei wie die Vögel des Himmels es sind! Und nach dieser Freiheit sehnten wir uns ja so sehr. Durchs Städtchen sangen wir noch zusammen das Lied:

Die dunkle Nacht ist nun vorbei
und herrlich beginnt es zu tagen.
Kamerad faß an, die Arbeit macht frei,
frisch auf, wir wollen es wagen ... usw.

Immer weiter ging's durch die dunkle Nacht. Der Kanonendonner und das Detonieren der Bomben wurde immer ferner und leiser.

Die erste Nacht marschierten wir gegen 40 Kilometer. Bis Nürnberg war's aber noch ein schönes Stück. Gegen Morgen früh wurde in einem Dorfe Quartier bezogen. Es standen ein paar Scheunen, aber ohne Stroh, zur Verfügung. Hier konnten wir dann auch bis am Abend gegen sieben Uhr schlafen. Zu essen gab's bei der Ankunft nichts mehr. Erst Abends um sieben Uhr hieß es, nun könnten wir uns satt essen. Um acht Uhr sollte dann schon wieder der Weitermarsch beginnen. Tags konnte man nicht mehr auf die Straßen. Die Tiefflieger und Jagdbomber waren auch hier fast ununterbrochen in Tätigkeit. Überall, wo sie Militär, Kampffahrzeuge und Lastkraftwagen vermuteten, setzten sie zu Sturzflügen an und ließen Bomben fallen oder mähten mit den Bordwaffen die Umgebung ab. Die Bauern getrauten sich wegen der Tiefflieger nicht mehr aufs Feld. Alle Arbeiten ruhten, die Felder waren nicht mehr bestellt und angepflanzt.

Es war vorgesehen, daß wir bis in zehn Tagen in Nürnberg sein sollten. Wir mußten nämlich immer große Umwege machen, und konnten nicht den nächsten Weg dorthin einschlagen. Tagsüber wurde nie marschiert. Es wurde auch jede Nacht, je nach dem Wetter, 25 bis 32 Kilometer marschiert. Immer am Abend um acht Uhr wurde aufgebrochen. Vielemal kamen wir so gegen vier Uhr am frischen Bestimmungsorte an, ganz durchnäßt, müde, hungrig. Aber nicht einmal eine Schlafstätte war zu finden, und zuerst mußten wir noch alles zurecht machen, Stroh heranschaffen usw. Manchmal war ja überhaupt kein Stroh zu finden, und man legte sich auf den Boden. Wir waren froh, wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben. Meistens mußten wir sogar in den Wäldern übernachten, bei Regen, Sturm und Kälte. Jeder hatte zwei Wolldecken bei sich, und dies mußte genügen. Man konnte trotzdem schlafen, wenn man manchmal schon durch und durch naß war. Jetzt hatte es aber auch die Wachmannschaft nicht viel besser als wir, denn auch sie mußte wie wir schlafen. Auch waren wir schon ziemlich freier, wenn auch noch nicht ganz. Das einzig Schöne war jetzt, daß sehr gute Kameradschaft herrschte. Alle hatten es gleich schlecht. Hatte ein Oberscharführer etwas mehr Brot, so gab er uns, hatten wir mehr und sie nichts, so gaben wir ihnen. Meistens legten wir bei solchem Regenwetter ein Feuer an und legten uns rings herum zum Schlafen nieder. Feuer durfte aber nur bei ganz bedecktem

Himmel gemacht werden, sonst wären die Flieger schnell da gewesen. So anfangs März ist es in der Nacht im Walde noch empfindlich kalt, gar bei Regen- und Schneewetter. Immer gegen Morgen um zwei Uhr fing es einem so richtig zu frieren an. O, sagten wir immer, wie hat es doch ein Tier schön. Es hat wenigstens noch einen Stall oder einen warmen Pelz. Zu essen hatten wir jetzt genug. Vorläufig wurde immer noch von unsern Lebensmitteln verteilt, die mit dem Lastauto mitgeführt wurden. Aber sie nahmen rasch ab. Gar mit dem Brot wurde es sehr schlimm, denn schon am dritten Tage war nichts mehr vorhanden. Es mußte also durch andere Lebensmittel ersetzt werden. Es wurde dann Fleisch gekauft, und zwar bei den Bauern. Es war am vierten Tage, als wieder eine Kuh geschlachtet und in den Feldküchen gekocht wurde. Alle Kompanien lagerten in einem Walde, nur die Feldküchen hatte man beim Bahnhof unten stehen lassen, wo jetzt auch abgekocht wurde. Wir alle freuten uns auf ein gutes Mittagessen. Es war am Vormittag gegen elf Uhr, und wir schliefen fast alle. Plötzlich schreckte uns ein fürchterlicher Motorenlärm auf, und schon sahen wir, wie Jagdbomber einen Angriff auf den kleinen Bahnhof durchführten. Sie müssen uns wahrscheinlich gesehen haben und dachten, es seien hier Truppen einquartiert. Sie ließen auf den Bahnhof einige kleinere Bomben fallen und nachher sausten sie über den Wald hinweg und mähten mit den Bordwaffen hinein. Wie sie es nur sehen konnten, daß in diesem Walde gelagert wurde? Es war doch alles sehr gut getarnt. Diesmal wurden von uns zwei Mann getötet und sechs weitere leicht verletzt. Das Schlimmste war es, daß sie unsere Feldküchen zusammen gehauen hatten. Uns reute das gute Fleisch. Zum großen Glück war aber eine heil davon gekommen. Von den andern war nichts mehr zu finden. Auch der kleine Bahnhof brannte rasch nieder. Ein paar Lokomotiven, die noch da standen, brannten auch aus. Die Bahnlinie hingegen war schon seit fast einer Woche unterbrochen. Dies alles machten die „Jabos". Man kann sich gar nicht vorstellen, was nur die „Jabos" für eine Katastrophe anrichteten. Sie haben alles schon wochenlang vor der Besetzung sturmreif gemacht.

Erstens unterbrachen sie auf vielen wichtigen Bahnlinien den Nachschub ganz oder störten ihn empfindlich. Die Truppen konnten nicht mehr mit frischen Waffen, Munition und Verpflegung versorgt werden. Es konnten keine raschen Truppenverschiebungen und Neuaufstellungen mehr organisiert werden, und wenn es an diesem fehlt, ist es schon schlimm. Auch auf den Straßen konnte tagsüber gar kein Nachschub erfolgen, denn die „Jabos" waren wie der Teufel auf der Hut. Und doch befanden wir uns hier wieder ziemlich weit hinter der Frontlinie.

Einmal sah ich, wie ein Polizeiwagen auf der Hauptstraße dahin jagte.

Er fuhr mit sehr großer Schnelligkeit. Die Straße erstreckte sich nämlich mehrere Kilometer gerade aus. Da sah ich, wie ein „Jabo" am Himmel dahin zog. Plötzlich setzte er zum Sturzfluge an und stürzte der Erde zu. Er hatte es auf das Auto abgesehen. Der Fahrer des Autos mußte ihn auch bemerkt haben und fuhr jetzt so schnell wie nur möglich, um noch den nächsten Wald erreichen zu können. Nur 20 Meter über der Straße jagte der „Jabo" dahin. Diesmal traf er den Wagen noch nicht, aber er gab's noch nicht auf. Er drehte wieder etwas in die Höhe, um dann sogleich von neuem mit großer Geschmeidigkeit auf den Polizeiwagen zu stürzen. Nach ein paar Sekunden brannte er. Die Treffer saßen vorn im Motor. Sofort überwarf es ihn einigemal, und dann flog er in großem Bogen über den Straßenrand auf die Wiese. Der „Jabo" schien befriedigt zu sein, denn er stieg wieder in die Höhe und flog ruhig weiter. Vom Rennwagen war nichts mehr übrig als ein paar verbogene Metallstücke. Die drei Insassen waren natürlich verbrannt. Und so geschah es alle Wochen dutzende Male. Die „Jabos" waren der Schrecken aller. Es ist gar nicht zu schildern möglich, mit welcher großen Hinterlist und Geschmeidigkeit sie sich immer auf ihre Ziele stürzten. Und wo ist die deutsche Luftwaffe? Das fragten sich alle. Nurmehr hie und da war ein Turbinjäger zu sehen. Immer so auf hundert Amerikaner traf es wieder einen Deutschen. Überall in den Wäldern waren gut versteckte Flugplätze errichtet worden, und auch Flugzeuge waren noch in großen Massen vorhanden. Aber das Benzin fehlte.

Bei unserem Marsch nach Nürnberg passierten wir auch Heilbronn, das auch schrecklich verwüstet war. Jetzt ging's gegen Sulzbach, Crailsheim, Ansbach und gegen Nürnberg zu. Wir waren alle sehr froh, als wir endlich in Nürnberg ankamen. Etwa acht Kilometer außerhalb Nürnberg mußten wir ein Lager beziehen, aus dem wir sechs Tage später entlassen wurden, um an die Front geschickt zu werden.

Die ersten paar Tage mußten wir in Nürnberg, also in der Stadt, Barrikaden, Hindernisse und Stellungen bauen helfen. Nürnberg sollte, wenn es einmal soweit war, stark verteidigt werden. Man wollte die Stadt der Reichsparteitage nicht so ohne weiteres besetzen lassen. Die Innenstadt war aber schon von den Bombenangriffen her ganz in Trümmer versunken, und unter dem Gestein und Ruinen lagen noch Tausende von Leichen. Ein Verwesungsgeruch machte sich stark bemerkbar. Auch das neue Reichsparteitagsgebäude, das bald fertig war, war von den Bombenangriffen schon wieder teilweise schwer beschädigt worden. Es ist ein riesiger, steinerner, runder Bau. Wir wurden immer in Lastwagen nach der Stadt gefahren, und so sah ich auch den größten Teil der verwüsteten Stadt. Die Außenstadtteile waren etwas besser davon gekommen. Überall wurden jetzt Stellungen gebaut, so daß

die Geschütze nur noch in Stellung gebracht werden mußten. Der größte Teil der einst so wunderschönen Parkanlagen war schon zerstört und vernichtet. Es fanden jetzt fast täglich große Bombenangriffe statt, die immer noch mehr zerstörten. Auch das große Opernhaus war zerstört, ebenso die riesige SS-Kaserne. Auch eine Seitenwand vom großen Stadttheater war weggefegt worden. Große Mengen von kostbaren Kostümen usw. lagen zerstreut und zerfetzt auf dem Boden herum. Wasser mußten die Einwohner von aufgestellten Wasserleitungen her tragen. Viele mußten kilometerweit laufen, um nur einen Kessel Wasser erwischen zu können. Nürnberg hatte jetzt noch die Hälfte seiner frühern Einwohnerschaft. Vor den Brotläden wurde Schlange gestanden. Stundenlang mußte gewartet werden, um nur ein paar Gramm Brot erhalten zu können. Aber mit all dieser Zerstörung und Vernichtung waren die Nazis noch nicht zufrieden, es mußte noch viel mehr kaputt gehen. Bei der Verteidigung der Stadt wurden nochmals Tausende von Menschenleben ausgelöscht.

Am Morgen des sechsten Tages wurden dann über 100 Mann aufgerufen, die aus dem SS-Straflager entlassen werden sollten, um an die Front geschickt zu werden. Auch ich war dabei.

Entlassen aus dem SS-Straflager

Man hielt uns jetzt patriotische Reden, unter anderem auch, wir sollen vergessen, was wir durchmachen mußten. Sie sagten, daß sie selber auch einsehen, daß an einigen von uns eine Ungerechtigkeit begangen worden sei, aber daran sei nun einmal nichts mehr zu ändern. Wir sollen jetzt das alles vergessen, denn jetzt seien wir ja wieder frei, wieder Soldaten, Soldaten der Ehre! Auch wir sollen uns an der Front bis zum Letzten verteidigen, für Führer und Vaterland. Der Krieg stehe gerade jetzt so kritisch, wenn aber erst dieser tote Punkt überwunden sei, werde sich wieder alles zum Guten wenden. Sie sagten also, daß wir uns tapfer halten sollen, um einmal als Sieger heimkehren zu können. Der Erfolg des Sieges gehöre dann auch uns, denn wir hätten ja auch geholfen, ihn zu erringen. Wir sollen nur an die Millionen von Gefallenen und an die durch die Bombenangriffe Getöteten denken. Diese riesigen Opfer dürften nicht umsonst gewesen sein. Aber wie könnten wir alle die schrecklichen Erinnerungen des SS-Straflagers vergessen!

Den zu Entlassenden wurde ein extra Essen gegeben, dem auch alle Offiziere und Unterführer des Lagers beiwohnten. Man zahlte uns auch noch

den rückständigen Sold aus. Am Mittag begann das Essen, erst gegen Abend waren wir fertig damit. Nachher mußten wir in die Kleiderkammer, wo alle Tarnanzüge fassen mußten. Nachher ging's in die Waffenkammer, wo wir fertig ausgerüstet wurden. Es erhielt jeder eine Maschinenpistole oder ein LMG mit Munition, und vier Handgranaten. Es wurde uns auch nochmals gezeigt, wie die Panzerfaust abgefeuert wird. Einige von uns nahmen auch noch eine solche mit. Von jetzt ab mußten uns alle andern Strafgefangenen wieder grüßen, selbst der Lagerälteste. Einer von uns, der entlassen wurde, hatte noch ein Wort mit dem Lagerältesten zu sprechen. (Der Lagerälteste ist nämlich auch ein Strafgefangener, er ist also nicht mit dem Lagerführer zu verwechseln.) Er hatte ihn nämlich vielemal schikaniert, und jetzt wollte er ihm das doppelt und dreifach zurückzahlen. Er ging zu ihm und befahl ihm, auf den Strafexerzierplatz zu kommen. Er mußte das Befohlene alles ausführen, denn sonst wäre es Befehlsverweigerung gewesen. Er kommandierte ihn über eine Stunde im „Dreck" herum.

Am Morgen erhielten wir Marschbefehl nach Lorch. Dies ist ein Ort etwa 25 Kilometer außerhalb Stuttgart. Dort sollten wir einer SS-Einheit eingereiht werden. Singend marschierten wir auf einen Nürnberger Bahnhof. Hier bestiegen wir einen Militärzug in Richtung West. Er war vollgestopft mit SS und Wehrmacht. Der Zug war zum Schutze gegen Tiefflliegerangriffe mit Vierlingsflakgeschützen gesichert. Im Zug hörten wir die neuesten Nachrichten; es stand nirgends gut. Überall an der Westfront rückten die Amerikaner langsam aber ständig vor. Sie waren einfach nicht mehr aufzuhalten, hauptsächlich weil sie den Luftraum vollkommen beherrschten. Aber schon in der Nähe von Ansbach wurde unser Zug von Tiefflliegern gesichtet, die auch sofort zu Sturzangriffen ansetzten. Der Zug hatte seine Geschwindigkeit vermindert. Ein Dröhnen ertönte, und die Jagdbomber fegten über den Zug hinweg. Acht an der Zahl. Sie hämmerten mit den Bordwaffen den Zug ab. Mehrere Wagen wurden durchlöchert, und Getroffene stöhnten. Aber schon wieder kamen sie. Die Vierlingsflak schoß, was sie herausbrachte. Ein „Jabo" hatte die Lokomotive getroffen, der zischend der Dampf entströmte. Schon sahen wir, daß die „Jabos" Zuwachs erhielten und schon wieder zu Angriffen übergingen. Wir alle rannten aus den Wagen, um sofort Deckung zu suchen. Schon explodierten dicht neben der Bahnlinie eine, zwei, drei, vier Bomben. Sie zertrümmerten die hintersten 20 Wagen. Die Panzer und Sturmgeschütze wurden von den Wagen hinuntergefegt. Mehrere Soldaten wurden von Splittern getroffen und getötet. Die „Jabos" rasten noch mehreremal feuernd über uns hinweg. Zu unserem großen Glück hatten sie nur noch eine Bombe bei sich, die auch noch krachend einschlug, und weit herum Schlamm und Steine schleuderte. Soweit die Vierlingsflakgeschütze noch nicht

zerstört waren, feuerten sie immer noch. Sie hatten einen Jäger lahm geschossen, der dann abdrehte und zurückflog. Es waren jetzt aber immer noch elf da. Diese hatten aber noch nicht im Sinne, ihre Angriffe einzustellen. Mit Maschinenpistolen, MG und Gewehren wurde auf sie geschossen. Es war ein Geknatter wie beim größten Sturmangriffe. Schon wieder fegte einer nur 15 Meter über uns hinweg. Da flitzte plötzlich eine Rauchfahne auf, er war getroffen und mit großer Geschwindigkeit rannte er in den Boden und brannte aus. Ein Mann der Besatzung verbrannte, und der andere wurde gefangen genommen. Bald wurde wieder einer getroffen und mußte 100 Meter von uns entfernt auf einem Acker eine Notlandung vornehmen. Die Besatzung verließ sofort das Flugzeug und wurde auch gefangen genommen. Das Flugzeug war nur leicht beschädigt, denn es hatte einen Treffer in den Benzintank erhalten. Golden glänzte der Union Jack auf den Flügelflächen. Das Flugzeug wurde mit ein paar Handgranaten zusammen geworfen, und es blieb nur noch ein wüster Trümmerhaufen übrig. Inzwischen waren alle „Jabos" abgeflogen. Der größte Teil des Transportzuges war zerstört und brannte noch. Alle Panzer, die mitgeführt wurden, waren die Böschung hinunter gerollt. Es hieß dann, daß bis in einer Stunde ein neuer Transportzug eintreffe. Bald kam auch ein Spezialwagen, der die zerstörten Wagen über die Linie schob. Bloß noch acht Wagen waren brauchbar geblieben. Hier wurde dann auch noch zu Mittag gegessen, das mit zwei Lastkraftwagen herangebracht worden war. Nach dem Mittag traf auch der neue Zug ein, um uns weiter zu befördern. Es hieß, daß er nur noch zehn Kilometer bis in einen Wald fahren werde, um dann zu warten, bis die Dunkelheit hereinbreche, denn es erschienen immer wieder Gruppen von Jagdbombern.

In der Nacht ging's weiter gegen Crailsheim, unserem neuen Bestimmungsort entgegen. In Hall angekommen, hieß es, daß die Amerikaner schon über Heilbronn hinaus vorgestoßen seien. Etwa zehn Kilometer westlich und nördlich von Hall fanden schwere Kämpfe mit den Panzerspitzen statt. Die Artillerie der Amerikaner schoß über uns hinweg. Auf der Reichsautobahn, die von Heilbronn aus weiter in Richtung Nürnberg führt, rückten die amerikanischen Panzerspitzen trotz stärkstem Widerstand immer langsam vor. Die Reichsautobahn wurde jetzt zum Verhängnis. Man konnte diese sehr breite Straße, die betoniert ist, unmöglich total zerstören. Wohl lagen überall tiefgestaffelte Verteidigungslinien und Bunker, die mit schweren und leichten Pakgeschützen bestückt waren. Aber diese wurden von den Tiefffliegern in Schach gehalten und von den Panzern noch restlos zusammen geschossen. Hall glich einem großen Truppenarsenal. Südlich und westlich drangen auch die Franzosen gegen Stuttgart vor. Sie sollen die Stadt schon erreicht haben, hieß es. Hall wurde jetzt fast stündlich bombardiert. Nach einem Tage wurde

dann der Befehl gegeben, daß sich sämtliche Truppen auf Crailsheim zurückziehen müßten. Der größte Teil der zurückflutenden Truppeneinheiten war halb aufgelöst und zersprengt. Es war hier gar kein Zusammenhang mehr vorhanden. Wir passierten die Reichsautobahn, wo in einem Kilometer Entfernung schwere Panzerkämpfe stattfanden. MG und Pak hämmerten ununterbrochen. Einige Panzer waren schon durchgebrochen und ein paar Kilometer weiter vorgestoßen. Sie wurden aber alle in Brand geschossen. Auch wir mußten in einem Hag Deckung suchen, denn bloß 120 Meter von uns entfernt, manövrierten amerikanische Panzerkampfwagen und Sturmgeschütze. Aber alle gingen nach kurzer Zeit in Flammen auf oder blieben stecken. Die Besatzung wurde gefangen genommen. Spezialsturmtruppen gingen mit Flammenwerfern gegen die Panzer vor und räucherten den Erdboden aus. Die deutsche Artillerie schoß auf die feindlichen Panzeransammlungen. Minen krepierten, Bomben explodierten, Granaten platzten. Wir zogen uns weiter zurück, als wir sahen, daß der Rückweg wieder frei war. Wieder gingen deutsche Sturmtruppen zu Gegenangriffen über und warfen die Amerikaner mehrere Kilometer zurück. Wir verfolgten mit unsern Ferngläsern noch einige Zeit den Kampfverlauf. Lastwagenkolonnen rollten mit Verwundeten und Truppen zurück. Auch wir bestiegen einen Lastwagen, und zurück ging's. Alles sollte nach Crailsheim transportiert werden, denn diese Stadt war für harte Kämpfe befestigt worden. Wir waren erstaunt, als wieder einmal 50 deutsche Jäger erschienen und den Himmel abschirmten. Endlose Lastwagenkolonnen, mit müden Soldaten beladen, fluteten auf Haupt- und Nebenstraßen zurück. Bomben krepierten links und rechts der Straße. Lastwagen wurden von Granaten zerrissen. Am Himmel vollzog sich eine erbitterte Luftschlacht zwischen den Amerikanern und den Deutschen. Eine deutsche Maschine nach der andern zerschellte am Boden, aber auch Amerikaner stürzten ab. Erst als die deutschen Jägerstaffeln bis auf zehn Maschinen reduziert worden waren, ergriffen die letzten Jäger die Flucht. Wir waren wieder von der Autobahn abgekommen und fuhren auf einer Hauptstraße. Hier in Ilshofen standen mehrere Einheiten der SS und Wehrmacht zur Abwehr bereit. Auch Tanksperren und Bunker waren errichtet worden. Ganze Geländestreifen wurden unterminiert. Wir fuhren weiter Crailsheim zu, das schon unter fast stündlichen Luftangriffen lag. Hier hörten wir die Nachricht, daß auch die Russen ständig vorrücken. Auch die Schlacht um Brandenburg im Nordwesten des Reiches würde mit großer Heftigkeit geführt. Die Russen ständen schon bald im Raume um Landsberg und näherten sich Berlin mehr und mehr. Noch ein paar hundert Kilometer, und Deutschland wäre in zwei Teile gespalten. Dies wird den raschen Zusammenbruch bedeuten. Der größte Teil der deutschen Soldaten sah der Lage hoffnungslos

entgegen. Einige aber dachten noch an die Geheimwaffe. Aber warum war sie noch nicht da? Besteht etwa überhaupt keine? Oder soll sie erst im letzten Moment noch eingesetzt werden?

Kampf um Crailsheim

In Crailsheim angekommen, hieß es, daß die Stadt im Osten und Norden von den Amerikanern eingekreist sei. Wir zwölf waren immer noch beieinander, die andern acht hatten wir verloren. Alle hier stehenden Truppen sollten zur Verteidigung herangezogen werden. Handgranaten, Munition, Panzerfäuste und MG wurden abgegeben. Die amerikanischen Panzer hatten sich aber wieder mehr dem Norden zugewandt, und so konnte es noch ein paar Tage dauern, bis sie hier den eigentlichen Angriff auf die Stadt eröffnen. Diese Zeit wurde zur Errichtung von Barrikaden benützt. Auch hatten alle Zivilpersonen die Stadt zu verlassen. Es war nur noch eine tote Frontstadt. Die heftigen Luftangriffe steigerten sich täglich. Schon durch sie wurden große Teile der Stadt in Schutt und Asche gelegt. Diese Stadt entspricht in der Größe fast Luzern. In den Straßen reihte sich Bombentrichter an Bombentrichter. Tote lagen herum. Man hatte keine Zeit mehr zur Wegschaffung, und so hatte man über sie bloß ein Stück Tuch oder ein Uniformstück gelegt. Die Reste der sich noch in der Stadt befindlichen Lebensmittelreserven wurden an die Truppen verteilt. Auch im Norden um Würzburg tobte eine erbitterte Schlacht. Wir waren jetzt bei einer Kompanie ganz im Osten der Stadt. Sie durfte nicht verlassen werden. Alles wurde zur Verteidigung gebraucht, bloß die Verwundeten konnten noch zurück. Am Tage, bevor die Amerikaner den eigentlichen Sturm begannen, schoß sich auch ihre Artillerie ein. Das Artilleriefeuer steigerte sich fast stündlich, und in einer mondhellen Nacht begannen die Amerikaner mit den Panzern und Sturmtruppen den Großangriff. Auch Schlachtflieger wurden in großer Zahl eingesetzt. Vorher war noch ein heftiges Luftbombardement durch schwere Luftstreitkräfte durchgeführt worden. Jetzt aber ging die Hölle los. Die amerikanischen Infanteristen, die die Panzer und Sturmgeschütze begleiteten, waren alles Hünen von Gestalt, die alle besonders für den Nahkampf geschult worden waren. Sie drangen von Norden und Westen in die Stadt ein, und sie besetzten einen Teil. Auf den Straßen spielten sich blutige Straßenkämpfe ab, in deren Verlauf die deutschen Truppen große Verluste hatten. Aber auch die Verluste der Amerikaner waren schwer. Es wurde aus allen Ruinen und Rissen auf die vorrückenden Amerikaner geschossen. Wir befanden uns in

einem großen Gebäude im Osten der Stadt. Es war ein furchtbares Treiben, das sich auf den Straßen und in den Ruinen abspielte. Auch bei uns schlichen amerikanische Stoßtrupps vor. Plötzlich erschienen auch wieder ungefähr 60 deutsche Jäger, und zugleich trat eine SS-Brigade mit Wehrmacht durchmischt zum Gegenangriff an. Sie waren hier am Rande der Stadt in Bereitstellung gestanden. Auch einige deutsche Panzerkampfwagen und Sturmgeschütze donnerten durch die Straßen der Ruinenstadt. Aber ihre Zahl war nur noch gering. Es standen wohl noch über hundert Panzer am Rande der Stadt bereit, aber kein Benzin war vorhanden. Sie wurden alle in die Luft gesprengt. Auf den Straßen und in den Ruinen entstand ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. MG-Schüsse pfiffen umher und schlugen in das Mauerwerk. Zwei von uns wollten absolut selber auch mithelfen gehen. Bald hörten wir mehrere Schüsse unter uns knallen, und zugleich war ein Aufschrei zu hören. Es war möglich, daß Amerikaner in das Gebäude eingedrungen waren. Wir gingen vorsichtig die Treppe hinunter, die Maschinenpistolen schußbereit. Unten vor der Türe sahen wir, tot, von Kugeln durchlöchert, die zwei, die vor ein paar Minuten bei uns gestanden hatten. Auch ein toter Amerikaner, ein Neger, lag bei ihnen. Schon pfiffen mehrere Kugeln eines MG, und wir liefen wieder in Deckung. Die Amerikaner hatten jetzt ihre Bombenangriffe einstellen müssen, weil kein genaues Bild gemacht werden konnte, wo sich die eigenen Truppen, und wo der Feind sich befand. Die Amerikaner wurden aber wieder aus der Stadt hinaus geworfen. O, daß die deutsche Führung dieses nutzlose Gemetzel nicht einsehen konnte! Überall lagen Tote beider Nationen. Der Grund, daß die Amerikaner sich in der Stadt nicht halten konnten, war der: die Infanteriesturmtruppen drangen in die Stadt ein, aber die Panzer und Sturmgeschütze vermochten ihnen, der Barrikaden und Minensperren wegen, nicht so schnell zu folgen. Die ganze Stadt brannte, der Mond schien immer noch hell, und es ging schon gegen Morgen zu. Das Artilleriefeuer auf die Stadt setzte wieder ein und steigerte sich zu großer Heftigkeit. Auch die Jagdbomber rasten wieder über die brennende Stadt. Die Sonne ging jetzt glühendrot am fernen Horizont auf und ließ ihre ersten Strahlen auf die Stadt fallen. Fast jedes zweite Haus brannte oder war zerstört. Wir hatten uns wieder in ein halbzerstörtes Gebäude begeben. Da schlug auch schon eine Artilleriegranate ein, und wir verließen so schnell wie nur möglich das Haus. Gestein, Balken und Trümmerresten flogen umher. Auf den Straßen strömten jetzt Kolonnen von Verwundeten und müden, mutlosen Soldaten dem Ostende der Stadt zu. Wir benützten das, und konnten die Stadt verlassen. Es war nämlich eine frische SS-Einheit und Wehrmachts-Division zur Verteidigung eingetroffen. Die Stadt war aber noch nicht eingekreist, denn außerhalb dieser befanden sich

ausgedehnte, starke Befestigungen, und die Amerikaner hatten gerade hier nicht Truppen im Überflusse. Wir waren froh, diese Stadt des Grauens verlassen zu können. Als wir heraus waren, hörte man schon wieder in der Ferne das Rasseln der Panzer und das Heulen der Granaten. Die Amerikaner hatten schon wieder mit einem neuen Angriff begonnen. Crailsheim hat noch viermal den Besitzer gewechselt, die ganze Stadt ist vernichtet.

Rückzug

Die Verwundeten wurden außerhalb der Stadt in Lastkraftwagen verladen, um in Richtung Ansbach weiter transportiert zu werden. Ansbach war nämlich nicht zur Verteidigung mit einbezogen worden, denn hier befanden sich viele große Lazarette. Ansbach wurde dann auch wirklich nicht verteidigt und kann sich heute ein glückliches Städtchen nennen. Die teilweisen Zerstörungen der Stadt stammen nur von den Bombenangriffen her. Der größte Teil blieb aber unbeschädigt. Auch wir konnten sieben Kilometer außerhalb der Stadt auf einen Lastkraftwagen aufsteigen, der uns nach Nürnberg bringen sollte. Sich jetzt den Amerikanern ergeben wäre nicht ratsam gewesen. Wir fuhren also bis ganz in die Nähe von Ansbach, um in der Nacht weiter zu fahren. Unser Lastwagen hatte unserer 24 Mann geladen, von denen drei verwundet waren. In einem Walde außerhalb der Stadt wurde Halt gemacht, und wir legten uns schlafen. Drei Mann gingen Verpflegung fassen. In der Ferne rollte ununterbrochen der Kanonendonner. In diesem Walde waren noch große Kolonnen von Fahrzeugen, Lastwagen, Panzern und Sturmgeschützen stationiert. Als es zu dämmern begann, fuhren wir weiter gegen Nürnberg. Auf dem Wege kam der Lastwagen zu Schaden. Ein Pneu mußte ausgewechselt werden. Aber der Lastwagenführer hatte das in Rußland schon hundertemal gemacht, und es war schnell wieder in Ordnung. Auf den Straßen fuhren endlose Kolonnen von Fahrzeugen. Am Horizont sah man das Aufblitzen der Abschußstellen der Geschütze. Am Himmel zogen brummend Bomber an Bomber dahin. O, deutsche Luftherrschaft, wo bist du! Luftmarschall Göring hatte 1939 einmal groß gesagt, daß nie ein feindliches Flugzeug die deutsche Reichsgrenze überfliegen werde, und jetzt?

In Nürnberg angekommen, hieß es, daß wir vorerst ein paar Tage hier zu bleiben hätten. Also abwarten bis weitere Befehle erteilt würden. Nach ein paar Tagen hieß es, daß die Amerikaner über Bamberg hinaus sich schon im Raume von Bayreuth befinden. Es folgte jetzt Luftangriff auf

Luftangriff auf die einst so schöne Großstadt Nürnberg. Ganze Stadtteile wurden niedergewalzt.

Während diesen paar Tagen hatten wir nicht viel zu tun, denn wir drückten uns immer, wo wir nur konnten! Die Bevölkerung Nürnbergs mußte sich fast Tag und Nacht in den Luftschutzbunkern aufhalten. Unter dem Bahnhof befanden sich auch solche riesige, große Luftschutzbunker, die für mehrere tausend Menschen Platz boten. Auch ich habe da unten vier Nächte verbracht. Die Bahnlinie führte immer noch durch Nürnberg. In der Nacht fuhren noch ein oder zwei Züge. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Man wollte nämlich die Stadt der Reichsparteitage erst nach schwersten Kämpfen und nach vollkommener Zerstörung fallen lassen. Dem Feinde sollten nur noch Ruinen in die Hände fallen. Schon begann auch vereinzelt die amerikanische Artillerie von Fürth her sich auf die Stadt einzuschießen. Sie befanden sich also schon sehr nahe.

Uns wurde jetzt ein Marschbefehl gegeben, daß wir uns nach Prag begeben sollen. Die Artillerie schoß jetzt schon dichtes Feuer auf die Stadt. In den Straßen und Parkanlagen wurden überall Bunker und Schützengräben ausgehoben, um sich bis zum Letzten verteidigen zu können. Schwere Pak und MG-Nester wurden aufgestellt, die bei allen wichtigen Punkten der Stadt Sperrfeuer schossen. Große Mengen von Granaten und Munition wurden aufgestappelt. Eines Nachts um ein Uhr konnten wir einen Zug besteigen, der aus Nürnberg hinaus fuhr. Es war einer von den letzten! Wir fuhren langsam zwischen den Trümmerhaufen der Stadt hindurch. Es war stockfinster, und am Himmel war das Brummen der schweren Bomber zu vernehmen. Die Fahrt ging jetzt über Hersbruck nach Sulzbach. Der Zug konnte teilweise nur sehr langsam fahren, denn die Geleise waren an vielen Stellen nur notdürftig repariert. Ein paar Kilometer außerhalb der Stadt Sulzbach blieb er wieder mehrere Stunden stehen. Die Linie war hier in der Nacht unterbrochen worden. Es war eine Verrücktheit, bei dem ständigen Durchfliegen der Tiefflieger weiter zu fahren, aber es mußte sein. Gegen Mittag ging also die Fahrt wieder weiter. Wir waren schon wieder etwa 40 Kilometer gefahren, und da krachte es plötzlich. Ein Jagdbomber flog über den ziemlich schnell fahrenden Zug. Ein paar Wagen wurden von Kugeln durchlöchert. Der Zug stoppte so schnell wie möglich das Tempo ab. Alles sprang aus den Wagen in Deckung. Es wurde mit Maschinenpistolen und Gewehren auf den angreifenden Jagdbomber geschossen. Schließlich flog er ab. Aber wieder waren wir auf dem „Hund", denn alle drei „Loko" und ein Teil der Wagen brannten nieder. Wir liefen jetzt nach Wernberg. Dort fuhr ein Zug nach Regensburg. Alle Wagen waren wieder voll gestopf mit Militär. Vor Regensburg war die große Donaubrücke

zerstört, und die Bahnlinie führte über eine schnell errichtete Notbrücke. Der große Bahnhof, der große Wagenpark, die riesigen Messerschmidt- und Focke-Wulf-Werke glichen nur noch einem Trümmerhaufen von verbogenem Metall und Eisenbalken. Auch über die Hälfte der Stadt war zerstört. Hier vernahmen wir auch, daß Nürnberg vor dem Fall stehe, trotzdem es noch heftig verteidigt würde.

Regensburg ist einmal eine der schönsten deutschen Städte gewesen. Wir verblieben über den Sonntag hier. Wir mieteten uns Zimmer in einem großen Hotel, denn wir wußten nicht, was mit dem vielen Geld anfangen. Bald konnte es ja keinen Wert mehr haben. Wir wurden an diesem Tage mehrmals kontrolliert, aber immer, wenn wir den Marschbefehl der SS vorzeigten, hieß es, daß es in Ordnung sei. Tagsüber erschienen Jagdbomber und warfen ein paar Bomben ab. In den Restaurants konnte das Militär noch essen, aber nur noch „Stamm" und Bier. Aber wir aßen uns alle satt. Am Montag fuhr dann ein Zug Richtung Süd. In Cham erfuhren wir, daß die amerikanischen Panzerspitzen schon 25 Kilometer vor Regensburg stünden. Nördlich Nürnberg sollen sie aber vorläufig aufgehalten worden sein. Dafür sei Bayreuth heftig bombardiert worden, und jetzt soll dort eine heftige Schlacht entbrannt sein. Südlich Nürnberg sei die Lage ganz ernst, und die Amerikaner rückten ständig vor. Vor Schwandorf blieb der Zug plötzlich stehen. Es hieß, daß hier die Bahnlinie zerstört worden sei. Schwandorf sei von schweren Bombern heimgesucht worden und fast vollkommen zerstört. Es führe aber von hier aus eine noch nicht zerstörte Eisenbahnlinie nach Pilsen. Aber wir wollten ja gar nicht nach Prag!

Die Gestapo wütet

Jeder, der jetzt angetroffen wurde, der seine Waffen weggeworfen, oder desertieren wollte, wurde nicht mehr erschossen, sondern von der Gestapo aufgehängt. Dies als Abschrecken für andere!

Außerhalb Wernberg sahen wir an der Straße entlang über 20 solch Aufgehängte. Die einen waren erst aufgehängt worden, und waren noch nicht einmal tot. Andere wieder hingen sicher schon zwei Tage hier. Unter den Aufgehängten waren sogar zwei Offiziere der SS und ein Wehrmachtsoffizier; die andern waren Soldaten und Unterführer. Uns grauste es. Weiter oben sahen wir gerade, wie fünf Gestapoleute einen Unteroffizier erhängten. Er solle nur gesagt haben, daß alles keinen Wert mehr habe. Das genügte, um ihn sogleich aufzuhängen. Wir liefen noch bis Weiden, aber immer nur

sehr langsam. So konnten sie einem wenigstens nichts anhaben, denn wir gingen ja immer vorwärts, Prag näher und näher. In einer kleinen Stadt, wo wir wieder zwei Tage blieben, hätte es mir aber bald gereicht. Ich wollte gerade in einer Metzgerei etwas kaufen gehen und da rief mich ein Major der Wehrmacht an. Ich hatte gar nicht gesehen, daß dort eine Wehrmachtskommandostelle war. Er sagte zu mir, er habe mich schon vor zwei Tagen hier gesehen, und nun sei ich immer noch hier. Ich solle sofort die Stadt verlassen, sonst werde er mich aufhängen lassen. Ich solle nur nicht meinen, mich drücken zu können.

In Weiden waren wieder große Mengen von Truppen stationiert. Die Verpflegungslage war sehr knapp. Es wurde dann ein großes Verpflegungsreservelager geöffnet. Das Militär hatte das Recht, Konserven, Tabak und Knäckebrot heraus zu holen. Auch wir gingen hin und holten uns verschiedene Sachen. Auch die feinsten Weine und Likörs waren hier noch in riesigen Mengen vorhanden. Die Gestapo wollte allerdings zuerst das Lager nicht freigeben und hatte ihre Posten überall schwer bewaffnet aufgestellt. Die SS und Wehrmachtsoldaten stürmten aber das Verpflegungslager und machten die Gestapobeamten nieder. Es kam dabei zu einer wilden Schießerei. Als die Gestapo sah, daß sie verloren war, wollte sie das ganze Verpflegungslager in Brand stecken. Es gelang ihr aber nur zu einem kleinen Teil. Das Verpflegungslager bestand aus über 40 großen Baracken, die fast alle ausgeräumt wurden. Auch die Bevölkerung wurde nach den Soldaten zugelassen und konnte den größten Teil heimschaffen. Schon brummten aber einige Jagdbomber umher, und plötzlich stürzten sie sich auf das brennende Lager nieder. Wir mußten uns dann in ein SS-Sammellager in der Stadt Weiden begeben.

Die SS-Nibelungen-Division

Wir sollten jetzt nicht mehr nach Prag, sondern nach Neustadt marschieren. Hier wurde eine neue SS-Division aufgestellt, die den Namen SS Nibelungen trug. Auch wir mußten am Abend nach Neustadt fahren, um dieser neuen Division zugeteilt zu werden. Es war uns allen sehr peinlich, daß sie uns erwischt hatten. Von Regensburg bis nach Weiden hatten wir uns aber über zehn Tage lang herumgeschlagen. In Weiden hatten wir den ganzen Tag über ständige Luftangriffe erlebt. Kein Zivilist war mehr in der Stadt zu sehen. Feuernd rasten die Jäger über die Häuser hinweg.

In Neustadt wurden wir zuerst in die große SS-Kaserne „Adolf Hitler" geführt. Hier kontrollierte man eines jeden Ausrüstung. Viele kamen ohne Waffen an und mußten zuerst wieder solche fassen. Mit uns aber war's in Ordnung. Außerhalb Neustadt hatte man ein ziemlich großes Stellungssystem errichtet. Aber schwere Waffen waren nur noch ganz selten vorhanden. Wenn also die Amerikaner einmal richtig angreifen werden, so werden sie schon nach ein paar Stunden ohne weiteres durchgebrochen sein. Ganze Panzerarmeen können nicht nur mit Pakgeschützen und Panzerfäusten aufgehalten werden. Wir sahen aber täglich wieder mehr deutsche Flugzeuge. Auch Neustadt selbst sollte verteidigt werden. Auch da wurden Schützengräben gebaut. Die ungarischen Truppen fluteten unaufhörlich von der Ostfront zurück, und sie wurden alle entwaffnet und für Stellungsbau herangezogen. Sie wollten nicht mehr weiter kämpfen. Der größte Teil der SS-Nibelungen-Division stand zirka acht Kilometer außerhalb Neustadt bereit und wartete, bis die Amerikaner angreifen würden.

Wir elf hatten dem SS-Offizier erklärt, daß wir nun schon wochenlang von der Ostfront zurückgetrieben würden, und daß wir sehr ermüdet seien. Wir wollten doch nicht, daß sie uns auch sofort in die Linien außerhalb Neustadt schicken würden. Ein SS-Sturmbannführer stellte uns auch Scheine aus. Diese bestätigten, daß wir uns in der Stadt aufhalten könnten. Wir dürften für fünf Tage für nichts herangezogen werden, wir hätten das Recht, ausruhen zu können. Wir hatten einen bei uns, der es ihm so gut anzugeben wußte. Jetzt waren wir ja zufrieden. Uns allen wurde ein kleiner Streifen auf den Ärmel genäht, mit der Aufschrift SS-Nibelungen-Division. Die Amerikaner hatten bis jetzt immer noch keine Angriffe unternommen. Sie rückten hier nur gegen Süden und Norden vor. Es fanden wahrscheinlich auch Truppenverschiebungen statt. Wir aber schliefen und aßen, alles andere störte uns nicht. Am fünften Tage griffen die Amerikaner endlich an und hatten die Stellungen schon nach mehreren Stunden durchbrochen. Jetzt wurde an die ganze Division, soweit sie nicht aufgerieben oder gefangen genommen war, der Befehl erteilt, sich in die großen Wälder zurückzuziehen und dort den Kampf als Werwolf-Einheit fortzusetzen. Der größte Teil zog auch mit großen Mengen von leichten Waffen, Munition und Verpflegung in die Wälder ab. Auch um Regensburg war jetzt ein kurzer, heftiger Kampf entbrannt. Jetzt war's auch für uns günstig, weiter zu gehen. Wir hatten jetzt immer wunderbare Luxus-Schlafstätten. Die reichen Nazis, die die schönen Villen besessen hatten, waren alle geflüchtet. So schliefen wir während vielen Nächten immer wieder in einer andern Villa. Zuerst besichtigten wir uns natürlich immer die Schlafzimmer. Diese waren meist mit schönen weißangezogenen Betten ausgestattet. Wir mußten aber mit samt Schuhen und

Kleidern schlafen gehen, denn wegen den betrunken herumziehenden Russen war man nicht mehr sicher. Dies waren meist Kriegsgefangene, die jetzt infolge des Durcheinanders frei geworden waren. Sie zogen plündernd und mordend umher. Sie gingen nach ihrem Belieben einfach hin und nahmen Bauernhöfe und Häuser in Besitz und mordeten die Leute. Meistens waren ja nur noch Frauen und alte Männer daheim, und mit diesen konnten sie leicht fertig werden. Sie stachen oder schossen sie einfach nieder. Wir elf brauchten uns ja nicht zu fürchten, denn wir hatten alle Maschinenpistolen und Handgranaten bei uns; aber doch mußte man vorsichtig sein.

Es war das drittemal, als wir wieder in einer solchen Villa übernachteten. Wir waren alle todmüde, und so schliefen wir sehr fest. Es mochte ein Uhr nachts sein, als es plötzlich krachte, und wir aufwachten. Ich lag fast zuhinterst im Zimmer, und so sah ich nur, daß mehrere Russen im Zimmer standen. Sie waren wahrscheinlich in das Haus eingebrochen und dachten, niemanden anzutreffen. Sie wollten also plündern gehen. Als sie aber in unser Zimmer kamen, sahen sie etwas anderes. Sie schossen den ersten von uns nieder. Sie waren mit Messern und Gewehren bewaffnet. Sie hatten aber keine Taschenlampen bei sich und waren schwer betrunken. Sie hatten also nicht gesehen, daß wir unserer elf Mann waren. Deshalb haben sie auch nur auf den ersten geschossen. Uns andere konnten sie gar nicht sehen. Einer von uns muß wach gewesen sein, denn rasch sprang er auf und rannte mit der Maschinenpistole feuernd dem Zimmereingang zu. Die Russen rannten aus dem Zimmer; einer wurde getroffen und blieb liegen. Es waren über 20 Russen im Hause, die jetzt alle mit einem großen Geschrei flüchteten. Unten konnten sie nicht zur Haustüre hinaus, denn sie war verriegelt; sie rannten also die Stiege hinauf, wo sie auch hergekommen waren. Einige feuerten noch zurück, und einer von uns wurde leicht getroffen. Dem Unserigen, den sie erschossen, hatten zwei Russen miteinander zwei Schüsse in die Brust gefeuert. Er war sofort tot gewesen. Die Russen mußten aber schon längere Zeit im Hause gewesen sein, bis sie uns bemerkt hatten. In der Stube draußen war nämlich eine große Unordnung. Viel Wein und Schnaps war verschüttet worden. Die zwei toten Russen legten wir mit dem Unserigen in den Garten hinaus, um sie dann am Morgen begraben zu können. Auf einem kleinen Bauerngute hatten die Russen und Polen einer 70jährigen Frau und einem noch ältern Manne ihre einzige Kuh und das Geflügel gestohlen. Die Frau weinte und sagte, jetzt habe sie und ihr kranker Mann überhaupt nichts mehr zu leben. Alle Lebensmittel, das wenige Geld, hatten sie ihnen genommen. Was hatten sie denn verbrochen? Sie hatten ja nie Krieg gewollt. Wir alle bekamen damals eine Wut auf diese Unmenschen!

Als wir uns überzeugt hatten, daß die Russen abgezogen waren, legten wir uns wieder zu Bett, denn wir waren alle noch sehr müde. Keiner wollte aufpassen, sondern alle wieder schlafen. Wir rechneten aber auch gar nicht damit, daß die Russen nochmals zurückkämen. Aber doch war's so! So gegen drei Uhr weckte uns einer, der ein Geräusch vernommen hatte. Wir nahmen sofort unsere Taschenlampen und Maschinenpistolen und gingen leise aus dem Zimmer. Alles war totenstill, nichts war zu hören. So verharrten wir einige Zeit. Doch da hörten wir wieder ein ganz leises Geräusch und zwar in der Kammer nebenan. Schon hörten wir auch ein paar Russen flüstern. Einer von uns nahm die Maschinenpistole und feuerte durch die verschlossene Türe. Ein Schrei, und auch die Russen schickten ein paar Schüsse retour. Ein Norweger rannte mit Gewalt gegen die Türe, die krachend zusammenflog. Wir rannten durchs Zimmer und durchs Fenster den Russen nach und schlugen ihnen einige Handgranaten nach. Sie hatten schon ziemlich Reisig ins Zimmer geschafft und wollten das Haus in Flammen bringen. An der andern Seite des Gebäudes hatten sie ebenfalls ein Feuer angefacht. Auch diesen warfen wir ein paar Handgranaten nach, und sie eilten davon, wie wenn der Teufel hinter ihnen her wäre. Jetzt aber legten wir uns nicht mehr schlafen, sondern saßen in der Stube; einer blieb vor dem Hause Wache stehen und ein anderer kochte in der Küche einen guten Kaffee. Dann gab's Kaffee, Brot und Butter, Eier, und sogar ein paar Eierschnitten wurden gebacken. Den Unserigen und die Russen begruben wir im Garten draußen. Wir steckten ein kleines Holzkreuz auf, worauf wir schrieben: Ruhe wohl, lieber Kamerad! Wir verblieben ein paar Minuten stumm vor dem Grabe stehen, und ein jeder dachte, wie leicht könnte ich es sein. Dann nahmen wir für immer Abschied von unserm lieben Kameraden. Seine Lieben daheim werden also vergebens auf seine Rückkehr warten. Wir alle dachten, wenn nur bald die Amerikaner hier sein würden. Wir hatten genug von diesem wilden Leben! Aber hoffentlich kommen nicht etwa die Russen, denn dann sind wir verloren. Einige kamen aber noch zu dem Entschluß, daß sie doch noch nach Prag gehen wollten, dort könnten sie sich vielleicht noch verstecken, denn sie wollten nicht, daß man sie gefangen nahm. Wir fuhren dann mit der Bahn weiter bis nach Eger in der Tschechoslowakei. Hier war die Bahnlinie unterbrochen. Wir hätten ungefähr sechs Kilometer laufen müssen, um nach Frant Lazné zu gelangen. Von dort wäre die Bahn weiter nach Prag gefahren. Wir fünf wollten aber nicht weiter gegen Osten, und so nahmen wir von unsern Kameraden Abschied. Es war jetzt mitten in der Nacht. Wir bestiegen wieder den gleichen Zug, der bald wieder zurück fuhr. Wir fuhren bis Wiesau und hier gingen wir wieder einmal Verpflegung fassen.

Auf den Nebenstraßen bewegten sich endlose Kolonnen von Konzentrationslager-Häftlingen. Die Polizei wollte sie immer wieder zurückbringen, bevor die Amerikaner kämen. Es waren die reinsten Todeskolonnen, die sich da bewegten. Immer wieder blieben einige am Straßenrande liegen. Bei ihnen blieb immer ein Wächter zurück. Wenn die andern dann etwas weiter gelaufen waren, so tötete er sie durch einen Schuß in den Rücken und ließ sie liegen. Man deckte sie nicht einmal zu. Überall lagen an den Straßenrändern solche Konzentrationslager-Insassen. Niemand begrub sie, und die Fliegen begannen schon mit ihrer Arbeit. Auch lagen ganze Lastwagen- und Panzerkolonnen ausgebrannt und zerstört am Straßenrande.

In der Nähe von Wiesau hatte man auch über 60 Viehwaggons voll Konzentrationslager-Häftlinge eingeladen. Dies wurde von der Gestapo besorgt. Die Eisenbahnlinie wurde dann aber durch die Tiefflieger zerstört, und sie konnten nicht fortgebracht werden. Man ließ sie so in den Wagen eingesperrt. Natürlich waren sie wie Tiere zusammengepfercht und litten nach ein paar Tagen fürchterlichen Hunger. Viele verhungerten, andere starben an Krankheiten. Als wir dort durchmarschierten, hörten wir in den Wagen ein unheimliches Stöhnen und Brüllen. Eine Gruppe von Gestapo und Polizei erschien und schoß mit schweren MG die sechzig Waggons in Brand. Die noch lebenden Konzentrationslager-Häftlinge wurden dabei getötet. Ein furchtbarer Verwesungsgeruch war bereits wahrzunehmen. Die noch Lebenden in den Wagen hatten von ihren toten Kameraden Stücke Fleisch vom Leibe gerissen und dies gegessen. Jetzt brannten alle Waggons und die Insassen verbrannten. Wir hätten am liebsten diese Unholde niedergeschossen. Wir sagten: „Hoffentlich erwischt auch sie die gerechte Strafe!"

Die Amerikaner nahen

In der anderen Nacht fuhren wir nochmals bis nach Eger, um sogleich wieder zurück zu fahren. In den Zügen saßen meist Soldaten der Wehrmacht und SS, die nur darauf warteten, bis die Amerikaner kämen. Täglich, ja stündlich konnten die Panzer auch hier eintreffen. Als wir das drittemal nach Eger fuhren, hieß es dort, daß alles sich unverzüglich nach der Wehrmachtsauffangsstelle in der Stadt begeben müßte, um Stellungen vor der Stadt zu beziehen, denn die Amerikaner seien nur noch einige Kilometer von hier entfernt. Eger war von den Bombern schon schwer zusammen gehauen worden.

Wir mußten also auch auf die Auffangsstelle. Dort wurden schnell Kompanien gebildet, oder vielmehr so eine Art von Gruppen, die dann den Amerikanern entgegengeschickt wurden. An alle wurden noch Handgranaten und Panzerfäuste verteilt, denn es sollten noch so viel wie nur möglich amerikanische Panzer vernichtet werden. Auch wir wurden einer solchen Gruppe zugeteilt. Wir vier wurden mit einer Gruppe von Wehrmachtssoldaten und Soldaten der Waffen-SS wieder der Grenze zugeschickt. Wir waren unsrer 34 Mann, aber kein einziger wollte mehr kämpfen. Es waren von allen möglichen Waffengattungen dabei, so unter anderem: alte Krimkämpfer, Soldaten der Luftwaffe, die keine Flugzeuge mehr hatten, Soldaten der Panzertruppen, wie Panzerführer, Panzerfunker, Panzerschützen, Soldaten der Flak, Soldaten der Kriegsmarine, einige von der Leibstandarte, einer von der Wiking, Kretakämpfer, solche die auf Sizilien und in Afrika gestanden hatten, wieder solche, die vor Stalingrad und Moskau gelegen waren usw. Viele von ihnen hatten Auszeichnungen wie das Infanteriesturmabzeichen, Panzervernichtungsabzeichen, Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse usw. Aber alle hatten genug vom Kriege. Viele verfluchten sogar diese elende Naziklique, die sie in ein solches Chaos und Elend gestürzt habe. Zehn Kilometer unterhalb der Stadt Eger sollten die amerikanischen Truppen erwartet werden. Für diesen Zweck waren viele Stellungen ausgehoben worden. Ständig fluteten noch ungarische Truppen vom Osten her zurück. Die Waffen und alles andere hatten sie weggeworfen und befanden sich auf eiliger Flucht vor den sich nähernden Russenarmeen. Uns dreißig Mann waren zwei Offiziere beigegeben worden, die aber richtige fanatische Nazis waren. Sie wurden hier, zehn Kilometer außerhalb Eger, von drei alten Rußlandkämpfern niedergeschossen. Sie sagten, sie hätten jetzt einmal genug. Sie wollten nie mehr Krieg, nur wieder Friede, Friede. Die meisten von uns legten sich in einen Wald, begannen zu rauchen und zu schlafen. Der immer näher kommende Donner der Artillerie und der leichten Geschütze störte diese alten Rußlandkämpfer nicht mehr. Mit leeren Augen starrten sie in die Ferne. Sie dachten nach, wie alles so kommen mußte. Jahrelang hatten sie also für nichts gekämpft, für diese elende Naziklique. Der Donner der schweren Geschütze flaute etwas ab, aber dafür hörte man jetzt schon die Pak und die MG knattern. Wir gingen dann in eine Scheune. Langsam brach auch die Dunkelheit herein. Treffen überhaupt die Amerikaner hier ein?, fragten wir uns, denn auch die Truppen der Russen standen nicht mehr weit von hier.

Wir verkrochen uns also in einen Heustock, um zu schlafen. In der Nacht wurden wir aufgeweckt durch ein lautes Gerede. Es waren also noch andere in die Scheune gekommen. Wie wir aus dem Reden erkennen konnten, war

einer von der Polizei-SS und der andere einer der Gestapo. Sie legten sich auf den Heustock, um zu schlafen. Wir hatten uns zugedeckt, und sie hatten uns nicht bemerkt. Bald kam auch ein Motorrad angefahren und ein Meldefahrer meldete ihnen, daß die Amerikaner in einem Walde in 15 Kilometer Entfernung mit sehr viel Panzern bereit stünden, daß sie aber nicht vor Morgen abend hier zu erwarten seien. Wir durften nicht schlafen, denn wir mußten immer auf die zwei unter uns Schlafenden aufpassen. Entdecken sie uns, so wäre es um uns geschehen, denn dies waren sowieso zwei Unmenschen. Es durften keine Soldaten in den Gebäuden bleiben, alle waren ja in Trupps eingeteilt worden. Gegen Morgen schlief ich doch ein wenig, und erst ein Gepolter weckte mich auf. Einem von uns war eine Handgranate aus dem Gurt gerutscht und rollte über den Heustock auf den Boden. Ein Norweger hatte die Lage aber sogleich erfaßt und riß eine Handgranate aus dem Gurt. Die zwei Gestapomänner waren aufgesprungen und hatten ihre Maschinenpistolen in der Hand. Sie schauten sich umher; es war aber ziemlich dunkel. Da warf aber schon der Norweger die Handgranate und die zwei waren nicht mehr! Die eine Wand der großen Scheune wurde weggerissen. Wir konnten aber nicht anders handeln.

Bis am Morgen wurden wir aber nicht mehr gestört. Als es zu dämmern begann, gingen wir weiter. Überall wurden jetzt verstreut herumlaufende Soldaten wieder in Auffangsstellungen geschickt, denn sie sollten wieder frisch eingeteilt werden. Dem wollten wir aber vorbeugen, und so gingen wir in einen kleinen Wald. Dort lagerten wir und schliefen. Mehreremal liefen flüchtende Gestapoleute nur wenige Meter neben uns vorbei, aber sie konnten uns wegen der Tarnanzüge nicht erkennen. Am Mittag hörten wir wieder ganz in der Nähe Panzer und Pak schießen. Dies verstärkte sich mehr und mehr. Überall fluteten Truppeneinheiten zurück. Gegen ein Uhr gingen wir wieder weiter. Bei einem kleinen Orte angelangt, gingen wir in ein Gebäude. Es war ziemlich viel Stroh vorhanden, und so legten wir uns hinein. Gegen Abend hörten wir plötzlich das Rasseln der Panzerketten. Das MG-Feuer verstärkte sich immer mehr. Auch die Artillerie der Amerikaner schoß über dieses Gebiet hinweg. In den Gebäuden neben uns lagen auch noch Truppen. Wir befanden uns ungefähr 60 Meter von der Hauptstraße entfernt. Plötzlich hörten wir auf der Straße Panzer anrollen. Einige MG-Kugeln schlugen klatschend durch die Wände. Die Kugeln pfiffen über uns hinweg, denn wir hatten uns platt auf den Boden gelegt. Jede Sekunde konnte auch bei uns eine schwere Granate platzen. Jetzt steckte ich den Kopf vorsichtig hervor, und da sah ich, daß es Amerikaner waren. Die großen weißen Sterne leuchteten auf den Kommandowagen und Panzern. Aus mehreren Gebäuden und Stellungen wurde auf die Panzer mit MG und Pak ge-

schossen. Die Amerikaner erwiderten das Feuer und schossen die Widerstandsnester in Trümmer. Bald brach die Dunkelheit herein. Immer noch schossen einzelne Fanatiker auf die Amerikaner. Überall brannte es. Auch die Scheune neben uns stand in hellen Flammen. Schon folgte die Infanterie. Hie und da war unter ihnen ein Neger zu bemerken. Wir warfen unsere Maschinenpistolen und Handgranaten in eine Jauchegrube, rissen den Totenkopf von Rock und Mütze und begaben uns ins Freie.

In Gefangenschaft

Auch unserem Gebäude näherten sich mit schußbereiten Maschinenpistolen mehrere Amerikaner. Wir traten vor! Man tastete uns sofort die Kleider ab! Wir sahen noch, wie ein hinterlistiger Fanatiker aus dem brennenden Gebäude nebenan zwei Amerikaner niederschoß. Die Amerikaner schlugen mehrere Handgranaten, und die Scheune stand nicht mehr. Wir mußten die Hände hoch halten und auf der Straße bei einer Gruppe von Gefangenen stehen bleiben. Auch ein paar Verwundete stöhnten am Straßenrande. Mehrere Amerikaner blieben als Bewachung bei uns. Unaufhörlich rollten Panzer an Panzer vorbei. Infanteristen zu Fuß waren bloß ein paar Hundert zu bemerken. Alle andern kamen mit Panzern und Sturmgeschützen. Auch Jeeps rasten durch. Aus allen Ecken und Enden der weiten Landschaft rollten Panzer vor. In der langsam hereinbrechenden Dunkelheit, zu den überall lodernden Flammen gesellte sich das Gebrumm der vielen Hunderte von Panzerwagen. Neger folgten mit kurzen Messern und Gewehren bewaffnet.

Plötzlich kam ein riesiger Panzer angefahren, drehte vor uns ab, und einer deutete, daß wir aufsteigen müßten. Unserer 20 Mann kletterten auf das Ungeheuer. Im Panzer unten wurde mit den kreisenden Flugzeugen gesprochen, denn diese verrieten ihnen alle Widerstandsnester, die dann sofort unter schweres Feuer genommen wurden. Jetzt gab's einen Ruck, und ich wäre beinahe hinuntergestürzt. Der Panzer hob sich vorn und drehte sich. Wir fuhren zurück, an endlos nachrückenden Panzerkolonnen vorbei. In einer Ortschaft mußten wir absteigen. Hier hatte man noch ungefähr 1500 Mann beisammen. SS, Wehrmacht und Polizei. Unter den Gefangenen waren auch viele Offiziere. Einige Offiziere erschossen sich. Alle Mann wurden hier nochmals nach Waffen untersucht, und jetzt in verschiedene Scheunen hineingeschickt. Hier mußten wir, eng zusammengedrückt, die Nacht verbringen. Vor den Gebäuden standen Wachtposten. Gegen Mitternacht kamen

einige Amerikaner und erklärten, diejenigen, die etwas zu melden hätten, sollen vortreten. Auch wir gingen vor! Gegen zwei Uhr führte uns ein Amerikaner ins nebenan liegende Restaurant und sagte, daß der Oberst mit uns sprechen werde. In der Wirtschaft wurde gegessen und getrunken. Ich staunte, was der Wirt jetzt plötzlich wieder allerhand zum Vorschein brachte. Schinken und Braten wurden serviert. Sicher muß er sich das aufgespart haben für die Amerikaner. Der amerikanische Oberst fragte uns zuerst nach der Nationalität. Als ich sagte, ich sei Schweizer, mußte ich ihm von meinem Aufenthalte in Deutschland erzählen. Er bestellte für uns noch etwas zu essen und sagte, daß wir für diese Nacht in die Scheune zurück müßten. Er werde uns aber am Morgen herausholen, und man werde uns dann auch Passierscheine ausstellen. Dies ging alles so gut, weil wir ihm die Entlassungsscheine aus dem SS-Militärstraflager gezeigt hatten. Wir verblieben dann aber noch mehrere Tage in Gefangenschaft, bis man uns Zivilkleider aushändigte. Wir waren sehr erstaunt von der Großzügigkeit der Amerikaner. Jetzt konnten wir auch den Heimmarsch antreten.

Überall traf man auf die schönsten kleinen Autos bis zum schwersten Lastkraftwagen. Hauptsächlich in den nahe den Hauptstraßen gelegenen Wäldern. Ja noch unbeschädigte Flugzeuge standen überall einsam und verlassen. Von den Panzern und Sturmgeschützen gar nicht zu reden! Aber niemand kümmerte sich jetzt mehr um sie. Wir fuhren zuerst mit einem Auto, dann mit Velos, und immer wieder hieß es absteigen. Die Straßen mußten für den Nachschub frei bleiben. Die Eisenbahnlinien waren ja vollkommen zerstört. Munition, Verpflegung und Benzin mußte auf den Straßen nachgebracht werden. Auf den Hauptstraßen fuhren ununterbrochen Panzer, Sturmgeschütze und Lastkraftwagenkolonnen nach beiden Richtungen. Wir gingen also zu Fuß weiter. An den Straßenrändern lagen tote Pferde und Soldaten, die schon alle aufgeblasen waren. Ganze Schwärme von Insekten nagten an ihnen. Niemand kümmerte sich um das Begraben! Auch lagen Hunderte von ausgebrannten Panzern an den Straßenrändern. Als wir in Nürnberg ankamen, hieß es, daß die deutschen Armeen kapitulierten und der Krieg in Europa zu Ende sei. So mußte ich mich von den drei Freunden verabschieden. Sie wollten jetzt auch nordwärts heim, und zogen in Richtung Würzburg weiter. Ich marschierte jetzt allein durch die Wüste von Nürnberg. Fast überall war man froh, daß die Amerikaner da waren und das langersehnte Zeichen „Ende Feuer" gegeben wurde. Ein alter Mann erzählte mir, daß er seine sämtlichen neun Söhne verloren habe.

Auf dem Weitermarsch fand ich immer wieder etwa einen Landser, der auch heimzog. Alle waren froh, daß endlich der grausame Krieg zu Ende sei. Aber auch fast alle verfluchten die Naziregierung. Überall traf man wieder

auf unübersehbar große Autoparks und Kriegsmaterialmengen, die für die Verteidigung aufgestappelt waren.

Immer noch rollten endlose Nachschubkolonnen der Amerikaner Tag und Nacht über die Hauptstraßen. Diese Lastkraftwagen wurden fast alle von Negern gefahren. Diese jagten mit ihren schweren Wagen wie die Teufel durch die Trümmerlandschaft. Dann folgten wieder lange Kolonnen von Panzern, Jeeps und Sturmgeschützen. Am Himmel zogen immer noch brummend Bomberformationen dahin. Am 8. Mai, am Tage der Kapitulation, hörte man überall gespannt die Berichte des Radios.

So lief ich dann weiter gegen Fürth, Ansbach nach Dinkelsbühl. Ich muß sagen, daß ich fast bei allen Leuten aufs beste aufgenommen wurde. In der amerikanischen Zone wurde ich auch nur dreimal kontrolliert, und man ließ mich jeweils beim Vorweisen des Passierscheines sofort wieder weiter ziehn. Die Amerikaner schenkten sogar noch Zigaretten, wenn ich sagte, daß ich Schweizer sei. Die Neger waren gar großzügig. Ich lief jetzt weiter über Aalen nach Ulm. Die Stadt war fast ganz zerstört, aber zwischen all den Trümmern ragte noch der Ulmer Dom fast unversehrt. In Biberach begann die französische Zone, wo man mir für die Weiterreise sehr viel Schwierigkeiten machte. Ich kam aber schließlich doch fort und gelangte bis an die Schweizergrenze. Von Biberach ging's nach Ravensburg und dann nach Bregenz. Hier mußte ich kurz nacheinander drei Gebiete passieren. Zuerst befand ich mich in Württemberg, dann kam ich ins Bayrische und hierauf ins Österreichische. Am Abend, bevor ich die Grenze überschritt, sah ich in weiter Ferne die Schneeberge und Gletscher unsrer Heimat von dem Rot der untergehenden Sonne überstrahlt, und eine heiße Sehnsucht auf ein Wiedersehn glomm in mir auf. Plötzlich kam mir in den Sinn, du bist ja wieder an der Grenze. Ist es Wirklichkeit oder ist es nur ein schöner Traum? Aber ich war wirklich da, wo ich glaubte, nie mehr hinzukommen. Hier sah man nicht mehr viel vom Krieg. Ich mußte noch eine Strecke weit dem Bodensee entlang gehen und konnte am 17. Mai 1945 bei St. Margrethen die Grenze überschreiten.

So sind meine zwei Jahre verlaufen. Viel Unglück und Schmerz, aber auch wieder viel Glück habe ich gehabt. O, wie manchmal hätte ich auch tot sein können, oder erschossen werden! Es wäre aber unrecht, wenn ich dem Himmel nicht danken würde. Er hat mich ungezählte Male vor Verzweiflung und dem lauernden Tode bewahrt.